Baldensperger.

KARL AUGUST CREDNER

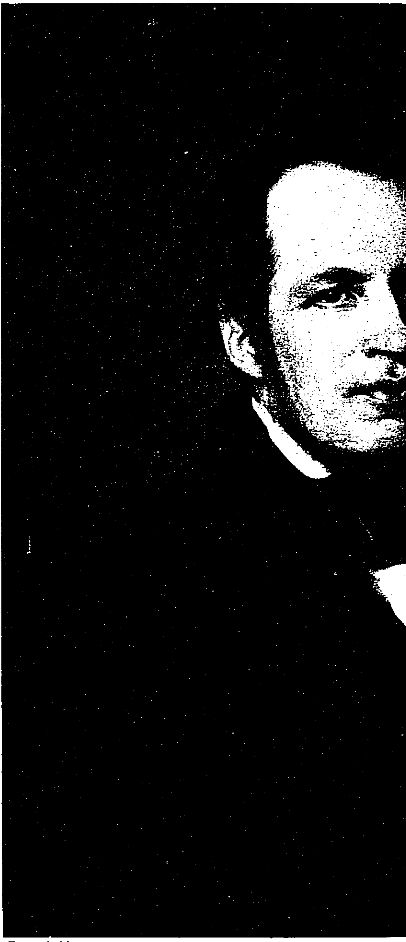
SEIN LEBEN UND SEINE THEOLOGIE

VON

PROF. DR. W. BALDENSPERGER

MIT CREDNER'S BILDNIS

LEIPZIG
VERLAG VON VEIT & COMP.
1897.



Trautschold gem.

Dr. R. A.

Verlag von Veit & Comp. in



Meisenbach Riffarth & Co, Leipzig. hel.

A. Lorentz.

...t & Comp. in Leipzig



Treutschel pinx

Dr. K. A.

Verlag von Veit & Comp. in



Meisenbach Riffarth & Co, Leipzig hel.

Veit & Comp. in Leipzig

KARL AUGUST

SEIN LEBEN UND SEINE

VON

PROF. DR. W. BALDE

MIT CREDNER'S BIL

LEIPZIG
VERLAG VON VEIT
1897

ST CREDNER

SEINE THEOLOGIE

ON

BALDENSPERGER

ER's BILDNIS

'ZIG

VEIT & COMP.

97

Druck von Metzger & Wittig, Leipzig.

Nachstehende Rede wurde am 10. Januar 1897, als am hundertjährigen Geburtstage von Karl August Credner, bei Anlaß der von der theologischen Fakultät zu Gießen veranstalteten Säkularfeier, in der Aula der Universität gehalten. Zum Zwecke des Druckes hat dieselbe mannigfache Erweiterungen erfahren. Als Anhang folgt eine Anzahl Anmerkungen, teils Aktenmaterial, teils nähere Erläuterungen zum Text enthaltend. Insbesondere bieten die längeren Schlußnoten genaueren Aufschluß über die theologische Forschung Credner's, soweit dies in dem Rahmen einer Festschrift möglich war.

Hochansehnliche Festversammlung!

Noch tönen in unsern Ohren die Glockenschläge, welche das alte Jahr begraben und das neue eingeleitet haben. Ist der Jahreswechsel überhaupt ein feierlicher Augenblick, so ist er es doppelt, wenn er, wie der letzte, uns zugleich so nahe an die Wende eines Jahrhunderts hinanführt. Noch eine kleine Weile und das 19. Jahrhundert ist dem Bereich der Geschichte verfallen. Gedanken von Rechnungsabschlüssen steigen auf, wenn das Jahr zu Ende drängt. Was ist aber ein einfaches Jahreskonto im Vergleich zur gewaltigen Bilanzrechnung eines Jahrhunderts? Wie vieler Rechenmeister bedarf es zu solchem Schlußkonto? Detailarbeiten, Teilrechnungen aller Art müssen voraufgehen. Eine solche bescheidene Vorarbeit zur großen Säkularabrechnung ist der Ausschnitt aus der Geschichte unserer Gießener Universität, den wir jetzt vor Ihre Augen zu stellen unternommen haben.

Auf dem Vordergrund dieses geschichtlichen Miniaturbildes steht ein Mann, dessen Name der großen Welt kaum bekannt ist und der auch nicht dazu angethan scheint, in dem Verlust- und Gewinnkonto des Jahrhunderts eine

hervorragende Stelle einzunehmen. Wer, wie Karl August Credner, sein Leben im Dienste der reinen Wissenschaft verzehrt, der läuft nicht Gefahr, ein Idol des Haufens zu werden. Die Fragen des theoretischen Wissens, wie sie in unseren stillen Hörsälen gepflegt werden, gehen in der Bewunderung der utilitaristischen Masse leer aus. Und doch giebt es keine Seite dieser scheinbar öden Wissenschaft, welche zuletzt nicht auch das praktische Leben befruchtete, gleichwie der Hochalpen starre Eismassen früh oder spät die drunten liegenden Thäler grünen und blühen machen. Hat die Menge für den Wert der Imponderabilien der Wissenschaft keinen Sinn, so müssen wir, Lehrer und Zöglinge der Hochschulen, sie um so sorgfältiger in Anschlag bringen und die Namen derer, die uns ihren Realwert enthüllt haben, der Welt laut verkündigen. Wo einmal Volk und Kinder kein Hosianna rufen können, da müssen es an ihrer Stelle die Schriftgelehrten übernehmen.

Von dieser Pflicht durchdrungen, ergreifen wir gern die Gelegenheit heute, am 100jährigen Geburtstage Credner's, eine Stunde weihevollen Andenkens dem Gelehrten zu schenken, dem es beschieden war, die Resultate seiner wissenschaftlichen Forschung auch im öffentlichen Leben mit mannhafter Energie und unter schweren persönlichen Opfern zu vertreten. Gerade Credner ist ein schlagender Beweis dafür, dass intensives geistiges Schaffen, so sehr auch der Arbeiter selbst zurückhält, zuletzt doch die Mauern seines Studierzimmers und des Kollegiengebäudes durchbricht, gleichwie auch der sich mehrende Dampf nimmer im dunkeln

Kessel verschlossen bleiben mag. Es waren zwar Credner's Gegner, die zuerst die geheime schädliche Dampfkraft seiner Theologie der Welt denunzierten. Und wenn auch das «Schädliche» nur subjektive Meinung der Feinde war, mit dem Dampf hatte es doch seine volle Richtigkeit. In solchen Dingen kann man sich auf Gegner verlassen: kein Kessel so fest verschlossen, daß ihr Auge nicht hineindringen könnte. Es ist wie die Signatur von Credner's Leben und Wirken, daß er das, was er zuerst in der Stille unter grossen Sorgen errungen hatte, nachher öffentlich unter größeren Schmerzen und Anfechtung bewähren mußte. Wer der Wahrheit seine ganze Kraft gewidmet hat, den belohnt sie nicht mit Orden und Titeln, sondern damit, dass er ihr nochmals in Leiden und Sterben dienen darf.

Die erste Lebenshälfte Credner's bis zu seiner Berufung nach Gießen ist, im Gegensatz zu seiner späteren, von manchem Sturm begleiteten Wirksamkeit, eine Zeit ruhiger Entwickelung und innerer Vertiefung. Geboren zu Waltershausen bei Gotha erhielt er den ersten Unterricht von seinem Vater. Fünf Jahre lang, von 1812 bis 1817, besuchte er dann, mit häufigen Unterbrechungen wegen Brustkrankheit, das Gymnasium zu Gotha. Schon war er nahe daran, die Universität zu beziehen, als sein Vater, damals Ephorus zu Molschleben, ganz unerwartet am 12. Januar 1817, nachdem er noch eben die Vormittagskirche gehalten hatte, tödlich vom Schlage getroffen wurde. Von jetzt ab blieb Credner, dessen Mutter[1] noch sechs jüngere Söhne und eine Tochter zu versorgen hatte, auf sich selbst angewiesen. Nach einem kurzen

theologischen Studium an der Universität Jena[2] siedelte er auf Wunsch seines Vormundes nach Breslau über, wo er in einer Familie Schiller eine Hauslehrerstelle fand, die ihm erlaubte, sein Studium fortzusetzen.[3] Mit seinem Schüler, dem späteren Kommerzienrat Ferdinand Schiller, blieb er in dauernder Freundschaft verbunden.[4] Diese Breslauer Studienzeit brachte ihn in nähere Beziehungen zu den Professoren Augusti, Middeldorpf und Schulz. Augusti, gleichfalls aus dem Gothaischen gebürtig, war ein alter Freund der Credner'schen Familie und interessierte sich sehr für den jungen Mann, der bei ihm orientalische Sprachen hörte. Später empfahl er ihn zum akademischen Dozenten in Bonn und Gießen. Doch konnte sich Credner an ihn, der schon im Jahre 1819 von Breslau wegzog, nicht in dem Maße anschließen wie an Middeldorpf, dessen eifrigster Schüler er wurde und mit dem er noch bis zum Jahre 1842 fortgesetzten brieflichen Verkehr unterhielt.[5] Außerdem pflegte er Umgang mit manchen anderen Professoren und Studenten, darunter auch Katholiken, worauf er sich in späteren Jahren der Beschuldigung der Katholikenfeindschaft gegenüber ausdrücklich berief.[6] Bemerkenswert erscheint die Thatsache, daß damals in ihm der Entschluß reifte, als Missionar nach Ostindien zu gehen. Wenn er ihn auch wegen der dogmatischen Bedingungen, die ihm von Knapp in Halle gestellt wurden, nicht ausführte, so ist doch schon die Hinneigung zu diesem Beruf ein interessantes Zeugnis für das religiöse Gemüt des Mannes, dem man gefährlichen Rationalismus und Verächtlichmachung des Missionswesens vorgeworfen hat.[7] Als er nach beendigten

Studien Breslau verlassen wollte, wurde ihm von einem hohen Regierungsbeamten, der ihn für Schlesien gewinnen wollte, die Aussicht auf eine Pfarrei in der Grafschaft Glatz mit einem jährlichen Einkommen von 1000 Thalern eröffnet. Obschon ihm eine solche Wirksamkeit sehr zugesagt hätte, lehnte er ab, bloß weil seine eigene theologische Überzeugung noch nicht feststand.[7a]

Von Breslau führten ihn seine Wege nach Göttingen, wo er wieder mehrere Jahre (1821—1825), teils mit Studieren, teils mit Unterricht in den Familien der Professoren Himly und Hausmann beschäftigt, zubrachte. Durch die Vorbereitungen zum Candidatenexamen, das er Ostern 1822 bestand,[8] trat er den dogmatischen Fragen näher, welche in ihm manchen Zweifel wach riefen. Seine Studien dehnten sich über ein weites Gebiet aus; selbst römische Rechtsgeschichte, deren Nützlichkeit für die Theologie er eingesehen hatte, gehörte dazu.[9] Die Vorlesungen zählten nicht selten über 100 Zuhörer, so daß Credner in mehreren Fällen keinen Platz mehr bekommen konnte. Doch ist er von den Professoren im allgemeinen wenig erbaut. Ihr häusliches Leben hat wenig Anziehendes: „So sehr ich die Wissenschaft ehre und liebe, schreibt er an Middeldorpf, scheint mir das stete Brüten über den Büchern doch nur eine einseitige Richtung, zumal da alles Familienleben so gänzlich zerrissen ist.“ Von Planck ist er wenig befriedigt. Hingegen gewinnt er einigen Geschmack an Eichhorn's Theologie, für dessen Einleitung er Korrekturen besorgte und für den er auch nach seinem Wegzuge von Göttingen noch Hilfsarbeiten verrichtete. In seinen Hauslehrerstellen erlebte er geringe

Befriedigung und gerne würde er darauf verzichtet haben, wenn sich ein anderer Ausweg gefunden hätte. Nur die Bibliothek, deren Liberalität er sehr rühmt, hielt ihn in Göttingen fest. An eine Habilitation konnte er wegen seiner Familienverhältnisse nicht denken. Die Aussicht auf eine Repetentenstelle hatte ihn nach Göttingen verlockt. Aber wie er schon diese Stelle bei seiner Ankunft besetzt gefunden hatte, so schlugen nun auch andere Hoffnungen auf eine Anstellung in Nordamerika oder am Gymnasium in Gießen fehl.

Noch einmal sollte er einige Jahre (1825 bis 1828) die Freuden des Präceptoramtes in Hannover kosten. Immerhin war die neue Stelle von einem gewissen äussern Glanze umgeben. Die Gräfin von Schwicheldt, deren Enkel er erziehen sollte, war nämlich die Schwägerin des Ministers von Arenswaldt und dem Range nach die erste Dame in Hannover nach dem königlichen Haus. In diesem neuen Wirkungskreis erhob sich Credner zu einer Art von Vertrauensstellung und wurde mit Auszeichnung behandelt. In der Stadt hieß er nur der König der Hauslehrer. Dieses Zutrauen erwarb er sich trotz seiner religiösen Ansichten, die zuerst Anstoß erregt hatten. Credner erzählt, daß die Gräfin erschrak, als sie hörte, daß er ein Rationalist sei. Besonders lag ihr die Versöhnungslehre am Herzen, obschon sie selbst dieselbe nicht kannte. Sie schickte und schrieb umher, um sich zu erkundigen, was denn das eigentlich für ein Geschöpf sei, ein Rationalist. Bald jedoch vertrug man sich mit dem gefürchteten Rationalisten sehr gut, und als er seine Absicht auszutreten kundgab, und man ihn ersuchte, für einen

Nachfolger zu sorgen, machte man zur Hauptbedingung: kein Mystiker! Aber was er auch für einen Gewinn finden mochte in dem Verkehr mit den höheren Gesellschaftsschichten,[10] er fühlte sich doch nicht recht glücklich, da er in wissenschaftlicher Hinsicht zu verkümmern befürchtete. Daß die Verwirklichung seines liebsten Traumes, ein akademisches Lehramt zu erhalten, in immer weitere Ferne rückte und vielleicht überhaupt nicht mehr in Erfüllung gehen sollte, scheint ihm besonders zu Herzen gegangen zu sein. Einen ganzen Winter hindurch war er leidend, und dieses Leiden dürfte zum großen Teil moralischer Natur gewesen sein.

Da verbesserte sich seine Lage ganz unversehens, indem er durch ein gütiges Geschick der Sorge für seinen jüngeren Bruder enthoben wurde. Jetzt bekam er freie Hand und nahm sofort seine Habilitationspläne wieder auf. Übrigens hatte er trotz der ungünstigen Aussichten rastlos weiter gearbeitet und den Grund gelegt zu seinen späteren Abhandlungen über Justin, die Essäer und Hosea. Am 27. Dezember 1827 promovierte er zu Jena mit einer Professor Middeldorpf gewidmeten Dissertation über die syrische Übersetzung der kleinen Propheten. Etwa ein Jahr später (28. August 1828) erwarb er sich den Grad eines Baccalaureus der Theologie, welcher in Jena zur Habilitation erforderlich war. Endlich erfolgte Diese am 16. Oktober auf Grund einer Untersuchung über den Inspirationsbegriff in der ältesten Christenheit.

Kaum war das Ziel mit so vielen Anstrengungen erreicht, als ihm im Herbste 1829 ein neues Mißgeschick

nämlich ein gefährlicher Sturz im Harzgebirge begegnete, wohin er zu mineralogischen Zwecken einen Ausflug gemacht hatte. Von seiner frühesten Jugend an hatte nämlich Credner ein lebendiges, von seinem Vater geerbtes Interesse für Naturkunde, insbesondere für Mineralogie und Geognosie. Noch in den Tagen seiner rastlosen Gießener Thätigkeit hat er öfters mit Freunden zusammen Exkursionen in die nähere und weitere Umgebung unternommen, um seine bedeutende, nach seinem Tode von der Universität angekaufte Mineraliensammlung zu bereichern. Sein naturwissenschaftlicher Eifer war kein bloßer Dilettantismus: Vorlesungen über die genannten Fächer, auch über Chemie, hatte er in Breslau und Göttingen regelmäßig besucht. Im Jahre 1827 wurde er auswärtiges ordentliches Mitglied der damals weltberühmten Societät für die gesamte Mineralogie, deren erster Präsident Goethe war.[11] Credner hat auch das Glück gehabt, eine Gattung einer Versteinerung erstmalig aufzufinden. Er überließ sie zur wissenschaftlichen Bestimmung seinem Freunde Professor Zenker, der sie ihm zu Ehren Credneria nannte.[12]

Von seinem Unfall erholte sich der junge Dozent bald wieder, so daß er im Wintersemester 1829—30 seine erste Vorlesung über die Genesis halten konnte, welche von 40 Zuhörern belegt wurde. Seine akademischen Lehrerfolge bewirkten, daß man ihn im Jahre 1830 zum außerordentlichen Professor beförderte. Nun kam wieder eine kritische Periode. Der Antritt der Professur war statutengemäß durch den sehr kostspieligen (120 Reichsthaler Gold) Licentiatengrad bedingt.[13] Credner war

aber nicht nur ohne Besoldung, sondern hatte auch während seiner Krankheit seine Geldmittel eingebüßt. Die Vorlesungen waren von geringem Ertrag, da kaum ein Viertel der Studenten bezahlte. Sein ganzes Winterhonorar bestand in 32 Reichsthalern, wovon noch Miete für das Auditorium und Heizung abgingen. Auswärtige Freunde hatten sich vergeblich bemüht, ihm die Licentiatenwürde zu verschaffen. Von einem raschen Vorankommen in Jena, wo an theologischen Dozenten kein Mangel war,[13a] konnte für ihn keine Rede sein. Da kam im Juni 1832 eine Anfrage, ob er geneigt sei, einen Lehrstuhl in Bonn anzunehmen. Seine Zusage blieb längere Zeit ohne Antwort und so reiste er zur Aufklärung nach Berlin, wo er zu seinem Leidwesen erfuhr, daß es sich um eine Intrigue des preußischen Ministeriums und einiger Theologen gegen seinen früheren Lehrer Augusti handelte. Einige Wochen zuvor war der Kanzler der Universität Gießen, Freiherr von Arens, nach Jena gekommen, um sich nach einem Dozenten für die frei gewordene Professur der Kirchengeschichte zu erkundigen. Credner hatte damals abgelehnt, jetzt aber liess er wissen, daß er die Verhandlungen mit Bonn abbrechen werde, wenn er ein Ordinariat in Gießen erhielte. So wurde er denn unter dem 3. Februar 1832 zum ordentlichen Professor mit 1000 Gulden Gehalt und bald darauf von der Gießener Fakultät zum Doktor der Theologie ernannt. Kurz vor seinem Wegzug vermählte er sich mit Clotilde Luden, Tochter des Historikers Heinrich Luden.

Als er im April 1832 mit seiner jungen Gattin in Gießen eintraf, waren weder die äusseren noch die inneren Zustände dazu angethan, ein besonderes Hochgefühl in ihnen wachzurufen. Über die primitiven Wohnungsverhältnisse jener Zeit haben uns neuere Beschreibungen hinlänglich unterrichtet.[14] Vielleicht interessiert es aber doch zu hören, daß Credner noch im Jahr 1840 um Urlaub bitten mußte, um Frau und Kinder nach Thüringen zu bringen, weil er durch den unerwarteten Verkauf des von ihm bewohnten Hauses mit Anfang April ausziehen mußte und sich erst von Johanni an eine andere geeignete Wohnung gefunden hatte. So konnte damals ein einfacher Wohnungsauszug sogar einen Auszug ins Ausland nach sich ziehen, ein eigentümlicher Beweis dafür, daß die heute als antisocial verrufene Bauspekulation vor Zeiten doch auch socialwohlthätige Wirkungen gehabt hat.

Die Vorlesungen wurden damals bis zur Eröffnung der Aula (1841) in Privatgebäuden, in düstern Räumen gehalten. Ein Augenzeuge und Kollege Credner's redet davon als von wahren Spelunken[15]. Fast wie ein böser Scherz klingt die Nachricht, daß der Anatomiesaal zugleich als Fecht- und Tanzlokal gedient habe. Aber auch das Lehrpersonal und das Lehrgetriebe hoben sich von diesem dunkeln Hintergrunde keineswegs zu ihrem Vorteil ab. Für exakte wissenschaftliche Methode hatte man kein Verständnis; in dem Gelehrten sah man nur den Polyhistor, den Vielwisser. Es soll vorgekommen sein, dass Einer sich nicht begnügte, zugleich in der medizinischen und philosophischen Fakultät thätig zu sein,

sondern auch noch in andere Fächer hineinpfuschte. Ein Specialkollege Credners, der Geheimrat Christian Gottlieb Kühnöl[16], der früher in Leipzig Professor der Philosophie, der Eloquenz und Poetik gewesen war, erging sich jetzt in ergiebiger Weise über die ganze alt- und neutestamentliche Litteratur.[17] Auch wenn er solche Materien traktierte, worüber schon gedruckte Bücher von ihm vorlagen, wich er von seiner Gewohnheit, Wort für Wort zu diktieren, nicht ab. Ein anderer, Professor Karl Christian Palmer, zugleich Vormittagsprediger an der Stadtkirche, erster Superintendent und Oberpfarrer, bot in seinen Vorlesungen eine angenehme Abwechselung von Betrachtungen über Kirchengeschichte und Moral, Archäologie, Symbolik und die griechischen Dichter. Auf das Bücherdrucken waren, wie es scheint, die wenigsten versessen: klagt doch Credner in einem Schreiben von 1832 darüber, daß sein Programm aus Mangel an Lettern nicht fertig gedruckt werden könne. Vorlesungen über die wichtigsten Gebiete der Theologie, wie Dogmengeschichte, biblische Theologie, Einleitung in das Alte und Neue Testament, waren schon seit 10 bis 20 Jahren nicht mehr gehalten worden. Das hinderte aber nicht, daß Credner bei seiner Ankunft von einem Kollegen mit der Frage empfangen wurde: «Was beabsichtigen Sie eigentlich in unserer Mitte, da wir schon vollständig besetzt sind?» Der Vorgänger Credner's, Professor Joh. E. Chr. Schmidt, einer der Tüchtigsten in jenen Tagen, hatte es schon lange verlernt, eine Vorlesung vollständig zu Ende zu führen.

Wie es um das wissenschaftliche Interesse in der

theologischen Fakultät bestellt war, zeigen aber am besten die Verhandlungen, die der Berufung Credners vorangingen. Um eine tüchtige Besetzung des Faches[18] bekümmerte man sich viel weniger als um die Frage, wer nun an Stelle des Verstorbenen in die erste Professur aufrücken werde, und der eine betrachtet sogar sein Präliminarvotum als die beste Gelegenheit, alle seine Verdienste aufzuzählen und sich selbst der hohen Staatsbehörde aufs beste zu empfehlen. So planlos das Studium von seiten der Dozenten betrieben wurde, zumeist unter dem Gesichtspunkt, daß keiner in dem ruhigen Besitz seiner Vorlesungs- und Examensfächer von dem andern gestört werde, so mechanisch von seiten der Hörer, nur mit dem Wunsche, möglichst früh die vorgeschriebenen Vorlesungen zu absolvieren. Die Prüfungen waren zu einer Dressur ausgeartet. Die Professoren hatten sich dazu hergegeben, bezahlte Examinatorien zu halten, zu welchen die Studierenden in Scharen herbeiströmten, um die «Weise» des Betreffenden kennen zu lernen. Der stereotype Fragencyklus der Examinatoren, der sich beispielsweise auf die Hexe von Endor, Bileams Esel, Caesarea Philippi und einiges mehr erstreckte, hatte unter den Studenten eine ganze Industrie von Fragezetteln jedes Formats hervorgerufen, die sich käuflich von einer Generation auf die andere forterbten.

Gegen dieses ganze System fühlte sich Credner veranlaßt, Front zu machen, allerdings nicht ohne bei den Kollegen Unwillen und Erbitterung hervorzurufen. Gestützt auf die alten, aus dem Staube hervorgezogenen Universitätsstatuten sprach er sich mit Nachdruck für

strenges Einhalten des triennium academicum vor dem Examen aus, beanspruchte in seinem Fach der Kirchengeschichte und eventuell auch in anderen zu prüfen, während man für ihn eine eigene Examensdisziplin hatte zurecht machen wollen. Gegen die Unsitte der bezahlten Examinatorien reagierte er dadurch, daß er solche unentgeltlich vornahm, wodurch sie bald, wenigstens für einige Jahre, in Wegfall kamen. Hingegen betrieb er mit Eifer die Errichtung eines wissenschaftlichen theologischen Seminars. Er sann auf Neubelebung des Instituts der Privatdozenten und außerordentlichen Professoren, auf Einführung eines akademischen Gottesdienstes, auf Mittel und Wege, eine engere Verbindung zwischen der obersten Kirchenbehörde und der theologischen Fakultät anzubahnen.

Ein einzigartiges und wahrhaft bleibendes Verdienst hat er sich um unsere Universitätsbibliothek erworben. Es handelte sich darum, die alte kümmerliche Sammlung mit der von Senckenbergischen zu vereinigen. Da sich niemand der lästigen Arbeit unterziehen wollte, auch nicht gegen eine entsprechende Remuneration, so that es Credner, aber ohne Entgelt. Vier Monate lang brachte er täglich einige Stunden auf der Bibliothek zu und entdeckte dabei auch einen bisher für einen Makulaturhaufen gehaltenen Handschriftenschatz (circa 800 zum Teil sehr wertvolle Manuskripte). Nachdem er alles wieder gesammelt, mit Titeln und Nummern versehen und verzeichnet hatte, wurde auf seinen Antrag hin ein Katalog gedruckt. Dabei ereignete sich das Unglaubliche, daß dessen Verfasser, der damalige Bibliothekar,

Credners auch nicht mit einem Worte gedachte. Hat je das «Sic vos non vobis» eine radikalere Anwendung gefunden?

Glänzend war Credner's Dozentengabe, obschon er nicht über eine natürliche, leicht dahinfließende Rednergabe verfügte. Sein Vortrag hatte vielmehr, besonders im Anfang, etwas unbeholfenes. Aber jene höhere Art von Beredsamkeit war ihm eigen, die in dem Gewicht der vorgeführten Argumente und Thatsachen, in dem Wert der zu Grunde liegenden Totalanschauung und in dem Einsatz der ganzen sittlichen Persönlichkeit für dieselbe besteht. Mit Begeisterung schaute die wachsende Schar der Zuhörer[19] zu dem neuen Lehrer auf, der es so meisterhaft verstand, sie in den ursprünglichen Sinn der biblischen Urkunden einzuführen und dessen scharfe kritische und doch nicht zerstörende Methode ihnen zum ersten Male eine Ahnung von dem verschaffte, was wissenschaftliche Theologie heißt. «Gleich einem frisch belebenden Hauche, schreibt einer seiner Schüler, zogen seine Vorträge durch den stagnierend gewordenen exegetischen Dunstkreis.»[20] Nichts verfeindete ihm seine Kollegen mehr als diese Erfolge. Er wolle alles lesen, er wolle die anderen todlesen, so hieß es.[21] Die kleinlichsten Mittel wurden angewandt, den gefährlichen Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen.[22]

Aber nicht nur innerhalb der Fakultät verschlechterten sich die kollegialischen Verhältnisse. Das an der Universität längst blühende Parteiwesen[23] fand neue Nahrung in dem Eifer, mit dem Credner in seinen verschiedenen Ämtern auf Reformen drang, zumal er dabei den Personen

viel weniger Rücksicht trug als der Sache. Auch in weitere Kreise wurden Bedenken gegen ihn hineingetragen, und bald war der neue Professor als Störenfried und Beförderer lästiger Neuerungen verschrieen.

Durch die offenen und versteckten Anfeindungen ließ er sich nicht irre machen, wenigstens so lange nicht, als er noch Hoffnung hatte, von oben unterstützt zu werden. Aber gerade diese Unterstützung, auf die er so sicher gezählt hatte, schlug in das Gegenteil um. Der Mann, der Credner unerwartet in den Weg trat, war kein geringerer als der katholische Geh. Staatsrat von Linde, Regierungskommissar und Kanzler der Universität (seit 1833), später 1850 Gesandter beim Bundestage.

Zur Zeit seiner Dozententhätigkeit an der juristischen Fakultät[24] in Gießen (1823—29) soll er ein geistsprudelnder, lebensfroher Professor gewesen sein, von dem niemand erwartet hätte, daß er eine Stütze des Ultramontanismus werden würde. Mit seinem Eintritte in die höheren Staatsämter scheint aber, ähnlich wie es zu gleicher Zeit dem bayerischen Ministerpräsidenten, seinem Freunde Abel, erging,[25] ein anderer Geist über ihn gekommen zu sein. Hof- und Sakristeiluft hat schon manchen verdorben. Zwar kann nicht gesagt werden, daß er zu den Ultramontanen von reinstem Wasser gehörte und sein Neffe von Schulte behauptet, daß er deren Liebe nicht genossen und der Kurie kein rechtes Vertrauen eingeflößt habe. In seinen Beziehungen zur Universität legte er auf jeden Fall eine Gewandtheit in den Umgangsformen an den Tag, welche die Härten des ultramontanen Systems milderte, und wußte sich den Schein von Unparteilichkeit zu geben,

der einem katholischen Staatsmanne in einem vorzugsweise evangelischen Staatswesen geziemte. In dieser Zwitterstellung vermochte er im Laufe der Zeiten weder die Rechte des Staates zu wahren, noch die jesuitischen Heißsporne zu befriedigen.[26] Milde ausgedrückt, er wurde ein Opfer der Verhältnisse.

Der langjährige Streit, den von Linde und Credner miteinander führten, darf nicht bloß nach seinen persönlichen Momenten beurteilt werden. Im Hintergrunde standen die wichtigsten Prinzipienfragen, zwei verschiedene Weltanschauungen: der protestantische Grundsatz der Freiheit und das katholische Autoritätsprinzip. So betrachtet stellt diese Fehde zwischen dem Theologen und dem Juristen nur eine Episode in dem großen Geisterkampf dar, welcher dem Ausbruch der Februarrevolution vorausging. Im Zusammenhang mit den Ereignissen, welche das Jahr 1848 vorbereiteten, muß sie also auch verstanden werden.

In Folge der Julirevolution, deren Wellenschläge sich besonders in Süddeutschland fühlbar machten, waren die Regierungen in reaktionäres Fahrwasser geraten. In der Politik, im Unterricht, in der Presse, überall wurde der Liberalismus zurückgedrängt. Die Ministerkonferenzen in Wien (33/34) unterwarfen insbesondere die Universitäten einer strengen Kontrolle. Der Gießener Hochschule gegenüber mochte ein solches Vorgehen um so mehr angezeigt erscheinen, als von einem hiesigen politischen Studentenverein das Frankfurter Attentat vom Jahre 1833 ausgegangen war. von Linde scheint eine Neugestaltung der Universität nach österreichischem Muster geplant zu haben.

Die administrative Gewalt wurde einer besonderen Kommission, die Disziplin einem von der Universität fast ganz unabhängigen Richter übertragen. Relegationen, Carcerstrafen, selbst Hochverratsuntersuchungen waren in jenen Jahren an der Tagesordnung. Vereinsnamen wie Germania oder Teutonia waren schon wegen ihres allgemeinen Klanges verdächtig.[27] Rektor und Senat, sonst der Mittelpunkt des Universitätslebens, hatten fast nur noch wissenschaftliche Befugnisse. Vor allem war die Stellung des Rektors, der rechts und links mit den Konkurrenzgewalten zusammenstieß, wenig beneidenswert, so daß, als Credner für diesen höchsten Posten designiert wurde, der abtretende Kollege ihm zugleich gratulieren und kondolieren konnte.[28]

Zu der politischen Reaktion gesellte sich die kirchliche. In aller Stille hatte der Ultramontanismus in der oberrheinischen Kirchenprovinz Wurzel gefaßt, indem seine Vertreter sich der wachsenden demokratischen Gefahr gegenüber als Stützen der Ordnung bei den Regierungen einschmeichelten. In Hessen rekrutierte sich die reaktionäre Partei hauptsächlich aus katholischen Westfalen, welche nach der Trennung des Münsterlandes vom Großherzogtum in dem letzteren verblieben waren. Dazu gehörte auch von Linde, der seine anfängliche Privatdozentenstellung in Bonn aufgegeben hatte, weil er sich als Katholik zurückgesetzt glaubte und fortan eine niemals versiegte Antipathie gegen die preußische Regierung bewahrte.

Wie zielbewußt und schamlos diese westfälische «Clique», wie man sie nannte, die Realisierung ihrer hochfahrenden Pläne verfolgte, beweisen am schlagend-

sten die unter ihrem Einfluß gegen alle Gesetzlichkeit zu stande gekommene Mainzer Bischofswahl und die Kaltstellung der Gießener katholischen Fakultät, welche seit ihrer Gründung dem Papste ein Dorn im Auge war. Zwar rühmt es Lutterbeck, der Geschichtsschreiber der Gießener katholischen Fakultät, von Linde nach, daß er ein kräftiger Beförderer derselben gewesen sei und ihr als Kanzler immer große Gunst erwiesen habe. Es bestätigt sich aber hier nur unsere obige Bemerkung, daß ihm durch seine Staatsämter die Hände gebunden waren. Mochten ihn auch seine Vergangenheit und seine bessere Überzeugung von eigenem Vorgehen abhalten, so hat er sich durch die Hintermänner schieben lassen. Auf jeden Fall ist nicht bekannt geworden, daß er die Auflösung der Fakultät widerraten hätte, während er im Jahre 1851 die hessische Regierung abhielt, gegen die Eröffnung des Mainzer Seminars einzuschreiten.[29] Immerhin ist an dem Interesse, das der Kanzler der katholischen Fakultät entgegenbrachte, schon darum nicht zu zweifeln, weil er in ihr eine Station auf dem Wege der Katholisierung der Universität erblicken mußte. Diesen Prozeß der inneren konfessionellen Umwandlung beförderte er mit großer Umsicht und Klugheit. Vereinigte er schon selbst die wichtigsten Ämter in seiner Person, so wurden auch nach und nach die übrigen Stellen, insofern sie von Einfluß waren, in die Hände von Katholiken gespielt.[30] Dazu kamen die katholischen Übergriffe in den Stipendienangelegenheiten. Obschon der Ephorus in älterer Zeit immer nur aus der protestantischen theologischen Fakultät genommen worden war, stand jetzt ein katho-

lischer Professor an der Spitze der Verwaltung, und die Gelder aus den alten protestantischen Stiftungen flossen in die allgemeine Stipendiatenkasse zur Unterstützung der katholischen wie der evangelischen Studenten.[31]

Die Professur des Hebräischen, die bisher den Protestanten zukam, wurde, als eine Vakanz eintrat, auch von den Katholiken als professura orientalium in Anspruch genommen. Credner, dem man die Sorge für die Ausbildung der evangelischen Theologen im Hebräischen übertragen hatte, hörte nicht auf, die Berufung eines Dozenten für Altes Testament zu fordern.[32] Als Mitglied der Administrationskommission, in die er 1834 wegen seines besonderen praktischen Talentes gewählt wurde, bemühte er sich, die älteren Bestimmungen wieder zur Geltung zu bringen, fand aber lebhaften Widerspruch bei den Kollegen und ein taubes Ohr bei der Regierung.

Überhaupt war die ganze Vorstellung, die sich der Kanzler von dem Wesen und Zweck der Universitäten machte, von katholisch-jesuitischem Geiste erfüllt. Sie sollten nicht sowohl Mittelpunkte geistiger Bildung als Erziehungsanstalten sein, wo die Jünglinge, wie der Kanzler sich ausdrückte, Bescheidenheit in Urteil und Betragen lernen und zu anständigen, gehorsamen Staatsbürgern erzogen werden. Durch äußere Maßregeln, wie Studienpläne,[33] Zwangskollegien und strenge Disziplinarstatuten sollte den Jünglingen diese gute Denkweise eingeimpft werden.[34] Aber auch auf die akademischen Lehrer selbst dehnte sich das vielgepriesene Erziehungssystem aus. In dieser Absicht unternahm es von Linde, das Institut der unabhängigen

Privatdozenten durch die Einführung besoldeter Repetenten abzuschaffen. Charakteristisch ist aber vor allem die Art, wie er in der ersten Kammer die Errichtung des Kollegiengebäudes als eine heilsame öffentliche Kontrole der Dozenten empfahl, weil nun (es sind seine Worte) in unerwarteter Weise einheimische oder fremde Freunde der Wissenschaft sich in den Vorlesungen einstellen konnten. Ein herrlicher Euphemismus für das Spionieren!

Die Stunde mußte kommen, in welcher der alte protestantische Geist der Gießener Universität zu feierlichem Proteste aus dem Grabe heraufstieg. Als im Jahre 1839 die Studentenschaft über die Härten des neuen Disziplinarverfahrens empört den Carcer erstürmt hatte und in Folge der damit verbundenen schweren Korrektionen allgemeine Verwirrung eingetreten war, da ergriff Credner als Rektor im Senate das Wort zu einer längeren Rede über die Lage der Dinge. Er wies hin auf den Unterschied der Prinzipien in der Gestaltung des protestantischen und katholischen Universitätswesens und gab dem Wunsche Ausdruck, daß man in Gießen wieder in die früheren Geleise einer vorzugsweise wissenschaftlichen Erziehung zurückkehren möge. Seine dahin zielenden Anträge wurden einstimmig angenommen, und die Behörden fanden sich auch zu bedeutenden Milderungen bereit.

Von jetzt ab nährte der mächtige Kanzler einen geheimen Groll gegen den Mann, in welchem er das Haupthindernis seiner Restaurationspolitik erblickte. Er mochte es bitter empfinden, daß seine langjährigen Bemühungen, den scharfblickenden Professor für seine

Pläne zu gewinnen, so wenig gefruchtet hatten. Schon gleich bei seinem Amtsantritt war dieser von dem Kanzler mit schönen Reden umschmeichelt worden, in denen er ein großes Interesse für die Universität, sein Schoßkind, kundgab und ihn zu freimütigen Äußerungen über alle nötigen Reformen aufforderte. Credner hatte in den ersten Jahren lange Berichtbogen eingesandt, aber es geschah nichts. Die Beteuerungen des Kanzlers mochten ihn an die heißen Umarmungen einer Stiefmutter erinnern, welche das geliebte Kind zu ersticken drohen. Linde's seltene Kunst, seine Ideen Andern als ihre eigenen beizubringen, hatte ihre Grenze gefunden.[35] Solche starke Charaktere waren ihm offenbar nicht oft entgegengetreten: konnte er sich doch die unerschrockene Haltung Credner's im Jahre 1839 nur durch die Aussicht auf einen bevorstehenden Ruf nach Heidelberg erklären, von dem aber Niemand außer dem Kanzler eine Ahnung hatte.

So fand er sich jetzt veranlaßt, seine Politik dem unfügsamen Professor gegenüber dahin abzuändern, daß er ihn in der Universität und Fakultät zu isolieren versuchte, um seinen Einfluß zu brechen. Credner erhielt Zeichen der Ungnade: ein neuer Kollege, an dessen Berufung er selbst mitgewirkt hatte, wurde ihm vorgesetzt.[36] Der Undank, mit dem seine Bemühungen belohnt wurden, bewog ihn aus der zeitraubenden Administrationskommission auszutreten (1840). In diesen schlimmen Erfahrungen aber, zu welchen sich im Jahre 1841 noch ein schweres Nervenfieber gesellte, durfte er zu seinem Troste erfahren, wie groß die Anhänglichkeit der Studierenden für ihren Lehrer war. In noch eclatanterer Weise

zeigte sich diese Verehrung der Studentenschaft einige Jahre später, als der Kampf mit dem Kanzler akut geworden war. Am 14. November 1845 brachten die Studenten aller Fakultäten einmütig dem geliebten Dozenten, dem Vorkämpfer für Lehr- und Lernfreiheit, ein solennes Musikständchen dar.[37] Mochte man Credner im übrigen auch noch so empfindliche Wunden schlagen können, gerade in seiner Dozentenstellung war ihm nicht leicht beizukommen. In dieser Einsicht probierte es von Linde mit Wiederannäherungsversuchen, die aber scheiterten, weil sich der eigensinnige Credner auch nach der Züchtigung nicht fügsamer erweisen wollte.[38]

Es ist eine bekannte Thatsache, daß, wenn den Regierungen die vorhandenen Gesetze zur Beschränkung der Denkfreiheit nicht ausreichen, sie das Gespenst des Umsturzes an die Wand malen. Warum sollte es nicht gelingen, Credner als einen gefährlichen Irrlehrer auf kirchlichem und politischem Gebiete anzuschwärzen? Vielleicht hoffte der Kanzler dem Gießener Rationalisten ein ähnliches Schicksal zu bereiten, wie es drüben in Württemberg den berüchtigten Verfasser des Lebens Jesu, David Friedrich Strauß, getroffen hatte.[39] In der Hoffnung (die nicht ganz fehl schlug),[40] auch die evangelischen Kreise wider Credner aufzustacheln, sollten zuerst unter dem Scheine, der protestantischen Kirche ihre Stetigkeit zu wahren, Verdächtigungen über die auflösende Theologie des Gießener Dozenten ausgestreut werden. In einer von Staatskirche und Gewissensfreiheit handelnden Broschüre 1845 ließ von Linde Andeutungen darüber fallen, daß sich derselbe durch seinen Rationalismus außerhalb

des Protestantismus stelle und daß der protestantische Landesherr ein Recht habe, über Religionssachen, insbesondere über Abweichungen von dem evangelischen Lehrbegriff ein Urteil zu fällen.[41]

Da diese Schrift des Kanzlers als Maßstab für amtliche Thätigkeit dienen sollte, so fühlte sich Credner bewogen, seinen Standpunkt darzulegen und die Berechtigung der protestantischen Kirche Deutschlands zum Fortschritt[42] zu verteidigen, indem er zugleich lückenhafte Citate von Linde's ergänzte. Ein Wort gab das andere und so entspann sich zwischen beiden eine längere litterarische Fehde,[43] die erst mit dem Ausscheiden von Linde's[44] aus dem hessischen Staatsdienste ein Ende nahm. Anfangs drehte sich der Disput hauptsächlich um die Frage, inwieweit die Reformationsbekenntnisse verpflichtend seien. Die Auffassung des Historikers, der für geistiges Leben und Entwickelung Sinn hat, stieß auf die des Juristen, der sich streng an den Buchstaben hielt. Credner erkannte an, daß in den unklaren Gesetzen der Reformation zwei Seelen wohnen, meinte aber, daß durch das Ganze sich ein freier Geist hindurchziehe, daß der scheinbar legale Symbolzwang dem trationellen Stand der protestantischen Kirche nicht entspreche und daß auch hier der Grundsatz gelte: summum jus, summa injuria.

Leider nahmen die späteren Streitschriften einen viel persönlicheren und unerquicklicheren Charakter an. Unlautere Absichten, kleinliche Motive, wie Ehrgeiz und Verlangen nach Gehaltserhöhung wurden von dem Vorgesetzten seinem Untergebenen vorgeworfen. Man kann

es nur beklagen, daß ein Mann wie Credner, der an all seiner Zeit nicht zu viel hatte zur Erforschung der wichtigen, von ihm zuerst erkannten wissenschaftlichen Probleme, seine Kräfte in diesem öden Kleinkram aufzehren mußte. Man möchte wünschen, er wäre dem schlauen Gegner, der sich auf die Kunst, Thatsachen in ein blendendes Zwielicht zu stellen besser verstand als auf prinzipielle Erörterungen, nicht so weit auf das Terrain gefolgt, auf das er ihn verlockte.[45]

Aber freilich die auch von Credner angeschlagene Tonart lässt sich dann erst begreifen, wenn man sich das tiefe Gefühl sittlicher Entrüstung vergegenwärtigt, das den so schnöde Angeklagten überkam. Wurde er öffentlich des Eigennutzes und des Undankes beschuldigt, so mußte es jetzt auch alle Welt hören, wie es mit den angeblichen Dienstleistungen des Herrn Geheimen Staatsrates, wie es mit der Ascendenz, mit den Gehaltszulagen in Wirklichkeit sich verhielt, und welche Verdienste sich Credner um die Universität erworben hatte.[46]

Von seiten der Regierung, der er seine Veröffentlichungen vorgelegt hatte, wurde ihm (2. Juli 1847) die ernstlichste Mißbilligung zu erkennen gegeben, weil er die Landesuniversität betreffende Einrichtungen und Verfügungen angegriffen habe und nur in Betracht seiner Verdienste sollte von schärferen Maßregeln abstrahiert werden.[47] Namentlich wurde ihm vorgeworfen, daß er Abstimmungen und andere geheime Dinge enthüllt habe. Über Enthüllungen freilich werden diejenigen, denen sie schaden, wohl ewig streiten mit denen, die daraus Nutzen ziehen.

Im letzten Grunde war dieser Federkrieg (und das ist seine tiefere Bedeutung) nur die akute Phase des Verteidigungskrieges, den Credner schon seit Jahren in seinen Universitätsämtern gegen das System geführt hatte, das mit der Herrschaft des Katholizismus endigen sollte. Es war mit einem Worte ein Stück Kulturkampf, den Credner ohne weltliche Mittel und sozusagen allein gegen die politische Gewalt ausgefochten hat. Verständnislos oder ablehnend standen die meisten seiner Kollegen diesem Ringen des Einen gegenüber. Ihre Augen waren nicht offen zu sehen, daß es sich dabei nur um einen kleinen Akt handelte in der großen kryptokatholischen Maulwurfsarbeit, welche damals schon in Preußen zum Sieg des papalen Prinzips über das fridericianische, in Bayern zu so offener Unterdrückung des Protestantismus wie die Kniebeugungsordre, geführt hatte. Ja, die bisher in Hessen eingeführten Maßregeln, Studienpläne,[48] Zwangskollegien, dürftige Besoldung der Dozenten u. s. w. waren nur Kopien des Regiments Abel in Bayern. Offenbar ließen die Lorbeeren des bayrischen Ministers und Freundes den hessischen Staatsmann nicht ruhen. Aber die Gießener Professoren merkten nichts. Sechsundzwanzig von ihnen fanden sich (im Jahre 1846) sogar zusammen, um eine Ergebenheitsadresse an den Kanzler zu unterzeichnen. Was soll man aber dazu sagen, daß sogar die Namen der Spezialkollegen Credners dieses Schriftstück schmückten? Von ihrem tieferen, geschichtlichen Verständnis der Sachlage zeugt es auf keinen Fall. Nur ein Auswärtiger, der Historiker Schlosser in Heidelberg, führte Credners Sache kurz, aber entschieden.[49] Dafür wurde

er aber auch von dem hessischen Kanzler belehrt, daß er eigentlich gar kein Geschichtsforscher sei, sondern eben nur, wie ja schon der Name beweise, ein Schlosser,[50] der den Amboß nicht entbehren könne.

Zur Entschuldigung derer, die sich vom Kanzler ins Schlepptau nehmen ließen, könnte allerdings manches angeführt werden: die blendende Außenseite dieser Persönlichkeit;[51] der Umstand, daß damals Viele, auch Juristen und Theologen, in ganz Deutschland auf dem Wege nach Rom begriffen waren; zuletzt auch die relative Berechtigung des katholischen Erziehungssystems, das nicht nur in der Erregung jener Zeit, sondern in der menschlichen Natur selbst einen Anhalt findet. Haben nicht längere Zeit die höheren protestantischen Kreise ihre Söhne mit Vorliebe den jesuitischen Erziehungsanstalten anvertraut? Daß aber Credner mit sicherem Instinkt die sich gegenüberstehenden Prinzipien in ihrem Wert und Unwert richtig erfaßte, das lehrt die Entwickelung der deutschen Universitäten bis in die neuesten Zeiten hinein, und heute müßten die letzten Zweifel schwinden, da wir hören, daß auch das französische Hochschulwesen, das im Unterschied von dem deutschen von dem ersten Konsul auf der Grundlage staatlicher Bevormundung mit gebundenen Lehrkursen aufgebaut worden war, von den Spitzen der französischen Wissenschaft verurteilt worden ist.[52] So hat gleichsam die Geschichte selbst über das von Credner angefochtene System zu Gericht gesessen, und 100 Jahre nach seiner Geburt ist den Manen des Verstorbenen diese Genugthuung geworden.

Unter dem Zeichen des Sturmes standen die soeben

geschilderten Lebensjahre Credner's. Auch sein letztes Jahrzehnt, sein Lebensabend sollte kein sonniger, kein sanfter sein. Der eine Streit verstummte, um neuen Händeln Platz zu machen. Der eine katholische Gegner trat ab. Viele aus dem protestantischen Lager traten an die Stelle. Zuvor galt der Angriff Credner's Stellung an der Universität, jetzt seiner Stellung in der Kirche. Den Anlaß zu den neuen Verwickelungen gab das Jahr 1848.

Die gewaltige Gärung jener Tage ist auch an den Arbeitern im stillen Studierzimmer nicht spurlos vorübergegangen. Während sich aber manche von denen, die sich später auf ihre strenge Bekenntnistreue etwas zu gute thaten, damals von dem politischen Radikalismus fortreißen ließen, hielt sich Credner von den Extremen fern, was ihm um so schwerer fiel, als er in sehr nahen äußeren Beziehungen zu Karl Vogt stand.[53] Anderseits konnte und wollte er sich auch dem Guten der Zeitbestrebungen nicht verschließen. Er trat in die Reihen der sogenannten Vaterlandsfreunde und ließ sich sogar durch wiederholte Deputationen bewegen, die sehr heikle Stelle eines Präsidenten dieses Vereins zu übernehmen, für welchen er dann auch ein Programm entwarf.[54] Der Verein fand jedoch außer der Beamtenwelt keinen Anklang, und schließlich wußte man Credner für seine Mäßigung auf keiner Seite Dank.[55]

Der Revolutionsgeist klopfte auch an die Kirchthüren. Eine Versammlung zur Besprechung der kirchlichen Angelegenheiten und in der Absicht, eine Synodalverfassung auf demokratischer Grundlage vorzubereiten,

wurde auf den 21. März nach Darmstadt einberufen.[56] Auch Credner, von Freunden abgeholt, erschien in der Hoffnung, Übertreibungen, wenn sie vorkommen sollten, zu verhindern. Er wurde gegen seinen Wunsch durch Akklamation auf den Präsidentenstuhl[57] erhoben, ohne daß er Zeit zur Vorbereitung gefunden hätte. Auf den tumultuarischen Verlauf dieser Versammlung konnte er auch keinen rechten Einfluß gewinnen. Allerlei unklare und undurchführbare Forderungen, wie Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, freie Verwaltung des Kirchenvermögens, wurden laut.[58] In diesen Erfahrungen lag aber für ihn der Sporn, sich in die kirchliche Vergangenheit Hessens zu vertiefen, um für die geplante Verfassung eine feste Unterlage zu schaffen. So entstand 1852 sein Werk über «Philipps des Großmütigen Hessische Kirchenreformations-Ordnung», worin er eingehend den Geist und die Tragweite der auf der Synode zu Homberg (1526) rechtskräftig gewordenen Verfassung charakterisierte. Diese in konsequent presbyterialem reformiertem Sinne gehaltene Verfassung, ein Unikum in der Vergangenheit des deutschen Protestantismus, war der lutherischen Orthodoxie ein höchst unbequemes Aktenstück. Diese in Hessen numerisch unbeträchtliche, aber sehr rührige Partei, die besonders in ihrer Verbindung mit der preußischen Reaktion und mit der Hengstenbergschen Kirchenzeitung einen starken Rückhalt fand, forderte für die Landeskirche strengen Symbolzwang. Schon im Anschluß an den Linde'schen Streit waren ein oder mehrere Vertreter derselben unter dem Schleier der Anonymität gegen die theologische Fakultät mit der Klage

aufgetreten, daß von keinem Katheder der Glaube entschieden gelehrt werde.[59] Credner hatte aber in dieser Beziehung ein gutes Gewissen. Als Richtschnur für seine Lehrthätigkeit hatte ihm nämlich die für die Gießener Theologen einzig zu Recht bestehende landesherrliche Verpflichtung von 1785 gedient, nach welcher sie «die reine christliche Lehre, wie sie in dem, in den prophetischen und apostolischen Schriften enthaltenen Worte Gottes gegründet ist», zu lehren hatten.[60] Demgemäß weigerte er sich, die Bekenntnisschriften als ausschließlichen Maßstab seiner Theologie anzuerkennen. Während aber früher in der Fakultät Symbolfeindschaft herrschte, drang er darauf, daß die Kandidaten den Inhalt der Bekenntnisse kennen und achten lernten, und daß die gegen die Symbole gerichteten Vorlesungen beseitigt würden.[61] Überhaupt aber hatte er einen viel zu tiefen Sinn für die historische Kontinuität auf kirchlichem Boden und für die Notwendigkeit eines festen Prinzips zum Bestand einer kirchlichen Gemeinschaft,[62] als daß er es an Pietät den alten Denkmälern evangelischen Glaubens gegenüber hätte fehlen lassen.

Doch mit solcher bedingten Wertschätzung gaben sich die Heißsporne der Bekenntnispartei, der die Übertreibungen des Revolutionsjahres sehr zu statten gekommen waren, nicht zufrieden. In Hessen wie im übrigen Deutschland sollten ihres Erachtens nur lutherische Kirchenverfassung und lutherisches Bekenntniss, wie sie von Anbeginn Geltung gehabt hätten, auch für alle Zeiten maßgebend sein. Keinen schlechteren Dienst konnte ihnen darum Credner leisten, als indem er die

Homberger Kirchenordnung, diesen ungelegenen Zeugen aus der ältesten Vergangenheit der hessischen Kirche, hervorholte[63] und damit ihre zuversichtlichen Behauptungen widerlegte. In einem umfangreichen Vorwort[64] bewies er, daß der Landgraf die Aufstellung und die Einführung dieser Ordnung in eigener Person eifrigst betrieben, daß er sie auch nach dem Abmahnungsschreiben Luthers nicht aufgegeben habe und daß ihren Beschlüssen gemäß in der hessischen Kirche alles aus Gottes Wort, nicht aus den Bekenntnissen zu verantworten sei. Durch eine eingehende Charakterisierung des Verhaltens Philipps des Großmütigen in den religiösen Streitigkeiten seiner Zeit suchte er die Ansicht zu rechtfertigen, daß derselbe der freieren Richtung Zwingli's und der oberdeutschen Reformatoren näher stand. Erst unter seinen Nachfolgern habe sich im Darmstädtischen ein intolerantes Luthertum eingebürgert, so daß man, wie von der blinden Treue, jetzt von dem blinden Glauben der Hessen sprach. Seit 75 Jahren[65] aber sei diese strenge Bekenntnisverpflichtung wieder aufgehoben und das Wort Gottes als einzige Norm aufgerichtet worden.

Diese Ausführungen, die darin gipfelten, daß im Gegensatz zur bloßen Bekenntnistreue die Überzeugungstreue als das wahre Wesen christlicher Religiosität nachgewiesen wurde, waren das Signal zum Ausbruch einer leidenschaftlichen Polemik.[66] Man klagte über die falsche Wissenschaft,[67] über unwürdige Besetzung des theologischen Lehramtes, man beantragte Errichtung neuer Professuren mit bekenntnistreuen Dozenten[68] — modern ausgedrückt Strafprofessuren. Nicht mit Waffen der Wissenschaft,

sondern mit Verdrehungen und Verdächtigungen kämpften die Gegner. Und als nun Credner in bitteren Zeilen die sittlichen Verirrungen und Gefahren ihres Afterwissens[69] geißelte, in ihrem anonymen Treiben die Kennzeichen des Reiches der Finsternis und der Lüge aufwies und gerichtliche Klage in Aussicht stellte, da spieen sie Gift und Galle. Proteste, Schmähschriften, Bannsprüche flogen hinaus in die Welt; mit Gewalt sollte der ungläubige Professor, der Bibel- und Kirchenfeind, vom Katheder entfernt werden.[70]

Daß unter solchen Umständen im Herzen des vielgeprüften Mannes eine schmerzliche Erbitterung einkehrte, die bis zur letzten Stunde anhielt, ist nicht verwunderlich. Dies Gefühl ging so tief, daß er in jenen Jahren ernstlich erwog, ob er nicht der Aufforderung amerikanischer Freunde auszuwandern[71] Folge leisten sollte. Zu diesem Verzweiflungsschritt drängte ihn aber besonders ein Umstand, welcher, der Natur der Sache nach, in der Außenwelt weniger bekannt geworden ist. Mitten in diesen Händeln wurden ihm von seiten der Regierung zu wiederholten Malen Zeichen der Mißbilligung, und als er sich in der vorhin geschilderten Weise kräftig zur Wehr setzte, eine scharfe Rüge wegen «maßloser Auslassungen» zu teil.[72] Credner blieb nichts übrig, als die Angelegenheit den Gerichten zu übergeben. Doch auch diesen Rechtsweg, zu dem er sich, da ihm seine Drohung mit Spott vorgehalten wurde, gezwungen sah, wußte ihm das Ministerium Dalwigk dadurch abzuschneiden, daß es jedes weitere Vorgehen verbot. Mit einem von dem Oberkonsistorium seinen Widersachern erteilten Verweis mußte

er sich zufrieden geben. Wie weit zuletzt das Gefühl der Verlassenheit ging, zeigt eine Immediateingabe an den Großherzog, in welcher er den allerhöchsten Schutz anruft und um eine baldige Pensionierung nachsucht mit der Erlaubnis, dieselbe außerhalb des Landes, aus welchem er durch seine eigenen Schüler verscheucht würde, zu genießen.

Mit seiner Gesundheit ging es fortan einem traurigen Ende zu.[73] Abnahme des Gedächtnisses, Lähmung der Zunge stellte sich ein (1854), und bald ging er der Sprache ganz verlustig. Vorlesungen wurden noch angezeigt, aber nicht mehr gehalten.[74] Im Jahre 1856, wo er zum achten Male das Dekanat führen sollte, ist nur noch sein Name mit zitternder Hand in's Dekanatbuch eingetragen. Diesem Schattenleben machte der Tod am 16. Juli 1857 ein Ende.[75]

Als ein Wahrheitszeuge in Wort und That, so wurde er mit Recht in der auf ihn gehaltenen Grabrede gefeiert. Keinem von denen, die in jenen Tagen politischer und religiöser Reaktion für ihre Überzeugungen Opfer gebracht haben, steht er an Charakterfestigkeit nach, wenn auch sein Name, zum Teil wegen des bescheidenen Kreises, in dem er wirkte, weniger in die große Welt gedrungen ist, als manche andere, deren Verdienste nicht höher anzuschlagen sind. Es liegt etwas tief Tragisches in seinem Geschicke. Auf einsamer Warte, allein und über seiner Zeit stehend, hat er den politischen und kirchlichen Gewalten gegenüber das allgemein protestantische Interesse, oder sagen wir es unzweideutiger, das unbeugsame Recht freier echter Wissenschaft gewahrt.

Hätte er auch nur so viel geleistet, sein Name

wäre es wert, von uns allen mit Verehrung genannt zu werden. Credner hat aber noch hohe Verdienste um die theologische Wissenschaft, und wenn es auch hier nicht der Ort ist, dieselben eingehender vorzuführen, so dürfen sie doch in aller Kürze angedeutet werden.

Für Kirchengeschichte wurde er an unsere Universität berufen und hat auch bis zuletzt darüber Vorlesungen gehalten.[76] Daneben hat er noch regelmäßig über Neues und anfangs auch über Altes Testament[77] gelesen. Dazu kommen allein aus der Gießener Zeit (von den Artikeln in Zeitschriften abgesehen) sechs oder sieben größere, zum Teil auf umfassenden Quellenstudien beruhende Werke, eine gelehrte Thätigkeit, von der man sich nur fragen muß, wie der mit so vielen Geschäften überladene Mann ihr genügen konnte. Doch hat er die Klippe der Vielgeschäftigkeit, an welcher damals so viele Schiffbruch litten, glücklich zu vermeiden gewußt. Im Laufe der Zeit wandte er sich immer ausschließlicher den neutestamentlichen Studien zu, und wie sich überhaupt nur in der Beschränkung der Meister offenbart, so hat er auf diesem Gebiete eine Meisterschaft bekundet, der von allen Fachgenossen die vollste Anerkennung gezollt werden muß.

Wenn unsere heutige Einleitungswissenschaft sich von der älteren durch genauere Durchforschung der alten kirchlichen Denkmäler und durch eine gründlichere Kenntnis der religiösen Verhältnisse der apostolischen Zeiten unterscheidet, so ist Credner unter den ersten zu nennen, welche die neuen Wege geebnet haben. Ist die Tübinger Rekonstruktion des Urchristentums eine Leistung,

die an Großartigkeit ihresgleichen sucht, so kann Credner wenigstens in einer Richtung den Vergleich mit den Rivalen aushalten. Keiner unter den Tübingern hat das Wesen der reinen historischen Kritik so tief erfaßt wie er. Durch keinerlei philosophischen Schematismus hat er sich die historischen Maßstäbe verrücken und die Empfindung für die Fülle der in der Geschichte hervortretenden Motive trüben lassen. Gewiß ist ihm in dieser Hinsicht auch seine rege Beschäftigung mit den Naturwissenschaften zu gute gekommen.[78]

Die glänzendste Probe seiner geschichtlichen Begabung hat er in seiner Gesamtauffassung der Einleitung in das Neue Testament geliefert. Er hat diese Disziplin nicht nur als Geschichte des Neuen Testamentes definiert, sondern auch die disparaten Elemente, die man in herkömmlicher Weise damit verknüpfte, das, was noch der große Schleiermacher als ein buntes Mancherlei bezeichnete, in die Reihe der geschichtlichen Erscheinungen einzuordnen gewußt. Wie lichtvoll seine Gruppierung war, zeigt der Umstand, daß sie bald wie theologisches Gemeingut betrachtet und von späteren ausgeschrieben wurde, freilich ohne daß man in diesem Stücke, wie übrigens auch in manchem anderen, des verdienstvollen Urhebers gedachte.[79]

Mit der geschilderten Geistesanlange hat Credner eine Eigenschaft verbunden, die deren Wert verdoppelt, nämlich eine außergewöhnliche Gabe wissenschaftlicher Intuition. Selten hat jemand mit solcher Sicherheit den Finger auf das gelegt, worauf es ankommt, was zunächst mit Aussicht auf Erfolg in Angriff genommen werden kann. Welchen erstaunlichen Spürsinn hat er insbesondere in

seinem Lieblingsfache, in der Geschichte des neutestamentlichen Kanons an den Tag gelegt, in der Auffindung der Denkmäler, welche den kanonischen Prozeß illustrieren, und der Probleme, welche er hervorruft? Daß er für diese Probleme keine endgültigen Lösungen oder auch unrichtige gegeben hat, kann sein Verdienst nicht herabsetzen. Denn Probleme aufwerfen ist auch eine Kunst, und zuletzt ist der, welcher den Arm ausstreckt mit dem Rufe «dorthin werfet das Netz», größer als die, welche seiner Weisung folgend den Fang thun.[80]

Diese Sicherheit der wissenschaftlichen Orientierung Credner's ist übrigens nur das Seitenstück zu seiner oben konstatierten praktischen Kunst, die Zeichen der Zeit zu deuten. Gerade in dieser unausgesetzten Beschäftigung mit dem Problem des Kanons liegt der enge Zusammenhang seiner Theologie mit dem kirchlichen Leben seiner Zeit. Auch die besten kritischen Untersuchungen über einzelne neutestamentliche Fragen waren wie Streiche in die leere Luft, solange die kirchlichen Kreise in den herkömmlichen Anschauungen von der Inspiration und Einzigartigkeit des Neuen Testaments befangen waren. Diesen Hauptriegel, der jede Annäherung verhinderte, galt es zuerst zu entfernen. Der Kirche mußte der Sinn geöffnet werden für die geschichtlichen Bedingungen, unter welchen ihr Glaubenscodex entstanden war.[81] Damit hat Credner nur die Aufgabe, welche die Reformation mit ihrem Schriftprinzip gestellt hatte, wieder aufgenommen und gezeigt, wie man auf ächt protestantischem Grunde weiter arbeitet. Ist nicht der noch auf seinem Todesbette an seiner Kanonsgeschichte diktierende

Credner gleich Einem jener alten Propheten, die vereinsamt unter ihrem Geschlechte unbeirrt auf die Wege einer besseren Zukunft hinwiesen? Und die weitere Entwickelung hat seine Erwartungen nicht getäuscht. Soweit wenigstens heute die Kirche sich mit der theologischen Wissenschaft versöhnt hat, so ist diese Bekehrung zumeist der schlagenden Evidenz der von der Kanonsgeschichte ans Licht gestellten Resultate zuzuschreiben: wo der Zwiespalt noch fortbesteht, da hat auch die Credner'sche Kritik des Kanons ihr Werk noch nicht gethan. Erst wenn man diese eminente Tragweite seiner Leistung ermißt, wird man aus vollem Herzen dem Worte beipflichten, mit dem Volkmar die von ihm herausgegebene Credner'sche Kanonsgeschichte einleitet: «Der Name Credner's wird so lange gefeiert bleiben als es eine Einleitung in's Neue Testament giebt.»

Freilich, wie eine bittere Ironie klingen diese Worte angesichts der Wirklichkeit, angesichts der Thatsache, daß Diejenigen, die sich in unseren Tagen für berufen hielten, eine Geschichte der protestantischen Theologie zu schreiben, den verdienstvollen Forscher entweder gar nicht oder nur ganz beiläufig erwähnen.[82] Nicht genug, daß er bei seinen Lebzeiten in seinem amtlichen Wirken verunglimpft worden ist, auch die Nachwelt hat seinen wissenschaftlichen Leistungen die gebührende Gerechtigkeit nicht widerfahren lassen. Schwerlich ist jemals des Dichters Wort «dem Verdienste seine Kronen» so zu Schanden geworden.

Wenn aber die Menschen und ihre Thaten nach Ablauf von hundert Jahren endgültig in die Geschichte ein-

treten und wenn es überhaupt eine nachträgliche Gerechtigkeit der Geschichte giebt, so soll dieselbe Karl August Credner heute an seinem hundertjährigen Geburtstage nicht länger vorenthalten bleiben. Und weil mir von der theologischen Fakultät unserer Universität der Auftrag geworden ist, das Andenken des Verstorbenen zu feiern, so achte man das jetzt von mir Gesprochene nicht sowohl als eine Rede, sondern als einen Akt, einen feierlichen, an der Stätte seines einstmaligen Wirkens vorgenommenen Akt der Sühne, durch welchen wir die schwere an ihm begangene Schuld, so viel in unseren Kräften steht, vor der Öffentlichkeit wieder gut zu machen wünschen.

Anmerkungen.

1 (p. 7). Sie hieß Caroline geb. Weinich aus Leipzig. Ihr und seinen 7 Geschwistern hat Credner den ersten Teil seines Werkes 1841 «Das Neue Testament für denkende Leser» gewidmet.

2 (p. 8). Während des Sommersemesters 1817. Die Immatriculation ist vom 4. Mai.

3 (p. 8). Immatrikuliert wurde er am 28. Oktober. Der Aufenthalt in Breslau dauerte von 1817 bis 1821 (10. April). Für diese Stadt hat Credner immer eine besondere Vorliebe behalten, wie Briefe seiner Gattin nach Breslau bezeugen.

4 (p. 8). Bei einem seiner Söhne versah Credner Patenstelle.

5 (p. 8). Es scheint das Verhältnis etwas getrübt worden zu sein durch die Berufung Knobel's nach Gießen, die auf die Empfehlung Middeldorpf's erfolgte. — Credner's Anhänglichkeit an seine drei Breslauer Lehrer, Augusti, Middeldorpf und Schulz, bezeugt auch die ihnen gemeinschaftlich gewidmete Einleitung in's Neue Testament. Augusti dedicierte er außerdem seinen Joel.

6 (p. 8). S. Beleuchtung der dem Herrn Kanzler u. s. w. Eine Schutzschrift von Credner 1846 p. 41.

7 (p. 8). S. Credner, Philipp's des Großm. Hess. Kirchen-Reformationsordnung, 1852 p. CXLVI.

7a (p. 9). So nach seiner eigenen Aussage in einem 1844 nach Darmstadt an Geh. Staatsrat von Linde gerichteten Briefe.

8 (p. 9). So einem Briefe Credner's vom 21. Sept. 1822 zufolge. Er scheint die Prüfung vor dem Ober-Consistorium in Gotha abgelegt zu haben. In der Vorladung, mit welcher diese Behörde sein Gesuch um Zulassung beantwortete, wird der Examenstermin auf den 1. Mai 1822 angesetzt.

9 (p. 9). Die theologische Entwickelung Credner's sowie seine Schriften werden unten ausführlicher im Zusammenhang zur Sprache gebracht.

10 (p. 11). In Hannover fand er auch Gelegenheit, Miss Caroline Herschel, die Schwester des großen Astronomen, kennen zu lernen, die sich selbst mit astronomischen Berechnungen abgab. Er rühmt ihren tief religiösen Sinn, s. Credner, Philipp's des Großm. Kirchen-Reformationsordnung, p. CXXIV.

11 (p. 12). Die herzogliche Societät für die gesamte Mineralogie wurde am 30. Januar 1805 auf Veranlassung des Bergrats G. G. Lenz, Professor der Mineralogie und Geologie gegründet. Lenz war auch der erste Direktor. Heute besteht die einst bedeutende Gesellschaft nur noch dem Namen nach.

Schon Credner's Vater, der ein ansehnliches nach seinem Tode verkauftes Mineralienkabinet besaß, war Mitglied der Gesellschaft.

12 (p. 12). J. C. Zenker, Beiträge zur Naturgeschichte der Urwelt, Jena 1833, p. 16: «Ich habe diese Gattung mit dem Namen Credneria, zum Andenken an meinen lieben Freund, Herrn Dr. Credner, Professor der Theologie in Gießen, belegt, da mir derselbe sowohl, wie bereits oben erwähnt, die hier beschriebenen Abdrücke aus dem Quadersandstein zur *Beschreibung überließ*, als auch durch mancherlei, obwohl fast nur seinen Freunden bekannte, mineralogische, namentlich geognostische Entdeckungen vor vielen anderen wert erscheint, daß eine fossile Gattung seinen Namen trage. Möge dies zugleich ein, wenn auch nur unbedeutendes öffentliches Denkmal unserer Freundschaft sein.»

Crednerit ist ein Mineral, das als Einschluß bei Friedrichroda gefunden wird und seinen Namen von dem Mineralogen

Heinrich Credner, einem jüngeren Bruder des Theologen, erhalten hat.

13 (p. 12). In Geldfragen scheint die Jenenser Fakultät nicht besonders liberal gewesen zu sein. Credner wurde an das Zahlen erinnert. Seinen Vormann Stickel, der zugleich mit ihm zum außerordentlichen Professor ernannt wurde, ließ man nach einer Abschlagszahlung (90 Thl.) ungeschoren.

13a (p. 13). Es gab deren 13, unter welchen Credner die neunte Stelle einnahm.

14 (p. 14). Über die wirtschaftlichen Zustände jener Zeit vergleiche man K. Vogt's Lebenserinnerungen 1896.

Im Jahre 1850 kaufte Credner von Major Moter ein Haus mit einem dazu gehörigen ausgedehnten Garten, in welchem zu hantieren und zu verweilen seine größte Freude war. An diesem Hause (jetzt Nr. 11 in der Frankfurterstraße) ist die von den alten Schülern zum Jubiläumsfeste gestiftete, von Herrn E. Kalbfleisch in weißem Marmor ausgeführte Gedenktafel angebracht worden.

Zuvor bewohnte Credner auf dem Seltersberg in dem Keßler'schen Hause die gleichen Räume, die später von Prof. Harnack bezogen wurden.

15 (p. 14). So Hermann Hoffmann. Ein Beitrag zur Geschichte der Hochschule in Gießen 1866, pag. 5.

16 (p. 15). Als Professor der Philologie wurde er 1799 nach Gießen berufen. 1809 ging er in die theologische Fakultät über. 1838 feierte er sein Dozentenjubiläum (bei welcher Gelegenheit Credner die Gratulationsschrift verfaßte, s. Nicephori chronogr. pars altera) und starb 1841. Vergl. über ihn Gustav Frank, Geschichte des Rationalismus 1875, p. 353; über seine Schriftstellerei Fr. W. Strieder, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, 18. Band, herausgegeben von Justi, Marburg, p. 313.

17 (p. 15). Diese und die folgenden Notizen sind zumeist aus ungedruckten Briefen Credner's entnommen, welche

sein Sohn, Herr Hermann Credner in Leipzig, uns anzuvertrauen die Güte gehabt hat.

18 (p. 16). Sämtliche Fakultätsmitglieder begnügten sich damit, einen jungen Lizentiaten, der ein Gesuch um ein Extraordinariat eingereicht hatte, für ein solches zu empfehlen.

19 (p. 18). Während im ersten Semester die von Credner angekündigte alttestamentliche Vorlesung, infolge der Intrigen seiner Kollegen, die ihn vom Alten Testamente ausschließen wollten, nicht zu Stande kam, hatte er schon im folgenden Semester 31 Zuhörer in einem Kolleg über die Propheten, obgleich noch von zwei anderen Professoren über Altes Testament vorgetragen wurde. (Cf. Credner, Asterisken oder Sternchen, 1847, p. 139). Im Jahre 1836 zählte er 91 Zuhörer, darunter 51 aktive Theologen.

20 (p. 18). S. Dr. K. A. Credner, Eine biographische Skizze. (Sonderabdruck aus der Protestantischen Kirchenzeitung. 1858.) — Von dem Reize der frischen Art theologischer Forschung, die man bei Credner kennen lernte, redete mit lebendiger Empfindung in der auf ihn gehaltenen Grabrede sein früherer Schüler und späterer Kollege Gustav Baur. — Damit stimmt, daß Prof. H. Hoffmann (l. c. p. 6), welcher das Wiederaufblühen der Universität zur Zeit Liebig's miterlebt hat, als ersten unter denen, die auch ein reges Leben in anderen Fächern hervorgerufen haben, den Theologen Credner nennt.

21 (p. 18). S. von Linde, Urkundliche Berichtigung u. s. w. 1846, p. 54.

22 (p. 18). Vorlesungen aus Credner's Fache sollten zu derselben Stunde von einem Anderen gehalten werden, ja dieselbe Vorlesung wurde zweimal angezeigt. Alles war aufs beste ausgeklügelt, nur die Studenten machten nicht mit. Als dann Credner selbst seinem Kollegen Meier vorschlug, in einer Stunde mit ihm neutestamentliche Exegese zu lesen, so sah man darin wieder eine Tücke des Mannes, der darauf ausgehe, daß die Anderen vor leeren Bänken lesen sollten

(s. von Linde, l. c. p. 47 in einem Schreiben von Kühnöl). — Der genannte Meier soll selbst auf den pfiffigen Gedanken gekommen sein, das neutestamentliche Studium so auszudehnen, daß ein einziger Dozent es in 3jährigem Kursus nicht erschöpfen könne und die Studierenden gezwungen würden, noch bei einem Anderen zu hören, dessen Kollegien jetzt nicht auf dieselbe Stunde fallen durften, s. Asterisken, p. 155.

23 (p. 18). Kaum eine Senatssitzung wurde jährlich abgehalten. Alles wurde schriftlich erledigt. S. Asterisken, p. 116. — In seinen Briefen redet Credner von Schriftstücken, die 3 Monate und noch viel länger umherliefen.

24 (p. 19). Er hat eine umfassende litterarische Thätigkeit entwickelt und soll nach dem Urteil seines Biographen von Schulte (Allgem. Deut. Biographie XVIII, 1883) besonders im Civilprozeß Vorzügliches geleistet haben.

25 (p. 19). Abel hatte 1809 in Gießen studiert, trat später in liberalem Sinne auf und kämpfte für die Preßfreiheit. Von dem Tage seiner Erhebung zum Minister (1837) diente er den Ultramontanen.

26 (p. 20). Auch von Schulte giebt zu (l. c. p. 669), daß seine Erlebnisse seit 1844 in Verbindung mit den politischen Ereignissen von 1848 eine ultramontane Schwenkung bei von Linde hervorgerufen haben. Diese hat aber wahrscheinlich schon einige Jahre früher begonnen. Unbillig wäre es angesichts der damaligen politischen Strömung, ihm seinen Partikularismus und sein Halten zu Österreich zum Vorwurf zu machen.

27 (p. 21). S. E. Klein, Akad. Erinnerungen. 1890, Marburg. Die Teutonia wurde in Starkenburgia umgetauft.

28 (p. 21). Die Beschränkung der corporativen Rechte der Universität stellt von Linde dar als eine Akkomodation an die Forderungen der Zeit. S. Übersicht des gesamten Unterrichtswesens im Gr. Hessen, p. 288ff.

29 (p. 22). Man vergleiche die eingehenden Betrachtungen, die von Linde schon 1839 (l. c. p. 348ff.) dem

bischöflichen Seminar widmet. — In der Mitte zwischen den gemäßigten Katholiken und den Extremen hatte er schon im Falle des stockultramontanen Prof. Riffel, der sein persönlicher Feind wurde und dessen «Märtyrertum» man ihm in jenen Kreisen zuschrieb, die Erfahrung gemacht, daß das Reich den Gewaltthätigen gehören würde.

30 (p. 22). Einen genaueren Überblick über den konfessionellen Bestand der damaligen Universität s. Asterisken, p. 44 f. — Über die temporäre Verbindung von Westfalen mit Hessen vergl. Heppe, Kirchengesch. beider Hessen II, p. 402 f.

31 (p. 23). Auch erhielten die ersteren wegen ihrer größeren Bedürftigkeit den Löwenanteil.

32 (p. 23). Zur Genugthuung der Protestanten hatte man einen evangelischen Hebräus in Aussicht genommen, wenn die Stände die Dotation bewilligen würden.

33 (p. 23). Eine erste Anregung von oben zu einem festumschriebenen Studienplane im Jahre 1836 führte zu keinem Ziel. Im folgenden Jahre wurde die Angelegenheit wieder zur Prüfung vorgelegt, indem man die Notwendigkeit und den Segen einer strengen Studienordnung betonte. Der Kanzler beklagte, daß die Universitätslehrer früher, im Interesse ihrer wissenschaftlichen Arbeit, die öffentliche Erziehung der Jugend vernachlässigt hätten. Diese Aufgabe werde nun ausgeführt, «wenn jetzt auch die ausgezeichnetsten Lehrer nach ihrem Tode keine Masse geschriebener Folianten hinterlassen». (Asterisken, p. 195). Obschon seine Kollegen in dem Vorlesungszwang eine erwünschte Maßregel zur Füllung ihrer Hörsäle erblickten, gelang es Credner doch, nach längeren Debatten, die Fakultät für eine möglichst große Beschränkung der zu hörenden Stunden zu gewinnen. Einige Zeit nachher (1840) kam die Frage nach den vier allgemein vorgeschriebenen Vorlesungen über Logik, Geschichte u. s. w. im Senate zur Verhandlung, wo es Credner auch gelang, einige Erleichterungen durchzusetzen. Einer

von den dadurch betroffenen Dozenten erklärte ihm gleich nach der Sitzung in bitteren Worten, daß er sich nun nach einer andern Versorgung umsehen müsse. Derselbe stand bis zuletzt auf Seiten seiner Gegner. Nochmals erwachte der Kampf um den Studienplan, als in den vierziger Jahren die theologische Fakultät sich verjüngt hatte. (Vergl. die Bemerkungen über den Studienplan von Dr. A. A. E. Schleiermacher, 1843 und die Erwiderung auf diese Bemerkungen, von Dr. von Linde; dazu eine Widerlegung der Bemerkungen von Dr. K. F. A. Fritzsche, 1844.) Da seine Spezialkollegen einen noch größeren, fast jede Freiheit der Wahl ausschließenden Zwang durchsetzen wollten, wehrte sich Credner mit der größten Entschiedenheit dagegen und erklärte in einem Schreiben (1845) an die Regierung, daß er selbst auf die Gefahr hin, ganz von den Vorlesungen verdrängt zu werden, seine Hand zu keiner weiteren Vermehrung des Zwanges mehr bieten werde. (Aster., p. 133 f.)

34 (p. 23). Es wird angesichts dieser Bestrebungen einigermaßen begreiflich, daß Credner die größten Bedenken hatte gegen die Errichtung eines praktischen Seminars für die evangelischen Kandidaten. Die Nachricht, daß eine solche für Hessen bevorstehe, traf ihn im Januar 1836 «wie ein Blitz». Er sah auch darin ein Zugeständnis an den Katholizismus und fürchtete, daß die Kandidaten nach einer Schablone zugestutzt werden sollten. Der Privatdozent Dittenberger (in Heidelberg) hatte in einer Schrift über Predigerseminarien (1835) den Gang der Verhandlungen geschildert, welche vornehmlich in Baden über diese Frage geführt worden waren. Credner ergriff die Gelegenheit, um in einer Anzeige dieser Schrift (Hallische Literaturzeitung, Ergänzungsblätter 1836, No. 11 und 12) die Klagen über Mangel an praktischer Ausbildung der Theologen zurückzuweisen und zu zeigen, daß es in Baden darauf abgesehen war, den Zöglingen des Seminars »einen bestimmten Geist einzuhauchen«. Insofern aber jenen Klagen einige Berech-

tigung zu Grunde liege, rühre es daher, daß die theologischen und kirchlichen Institute an den Universitäten aus Mangel an Mitteln nicht gleichen Schritt mit den Bedürfnissen der Zeit und der Wissenschaft halten konnten (p. 89).

Credner's Befürchtungen in betreff der für Hessen geplanten Anstalt waren glücklicher Weise, wie die weitere Entwickelung bewies, unangebracht. Das Friedberger Seminar hat sogar dadurch, daß an ihm eine ganze Reihe einsichtsvoller und reichbegabter Lehrer wirkten, nicht zum mindesten zu der Verbreitung echt evangelischen Geistes in der hessischen Kirche beigetragen. (Vergl. Diegel, Denkschrift des evang. Prediger-Seminars zu Friedberg, 1887; die Erinnerungen an die ersten Lehrer der Anstalt, p. 157 ff. Dazu die Denkschrift von 1886, p. 202 ff.)

35 (p. 25). S. Allgem. Deut. Biogr. Art. v. Linde, p. 671.

36 (p. 25). Es war K. Fr. A. Fritzsche, der 1841 zum Ordinarius in Gießen ernannt wurde. Er übertraf Credner an Dienstjahren, was aber den Letzteren nicht abhielt, seine Berufung zu betreiben, weil er auf das bisher geltende Recht der Ascendenz baute.

Das Vorgehen des Kanzlers gegen Credner findet eine bis ins Einzelne zutreffende Parallele in der Stellung, welche der Ultramontanismus gegen den freisinnigen Professor an der Gießener katholischen Fakultät, Leopold Schmid, nach seiner von der Kurie nicht anerkannten Wahl zum Bischof von Mainz, einnahm. Vergl. Lutterbeck, L. Schmid's Leben und Wirken 1875. Isolierung, Abbruch des Verkehrs mit den Freunden, Ärger, Krankheit, Aufreizung der Schüler gegen den Lehrer, alles das ist in beiden Fällen gleich.

37 (p. 26). S. E. Klein, Akad. Erinnerungen, p. 31 f. — Von der Anhänglichkeit seiner Schüler legt beredtes Zeugnis ab die biographische Skizze in der Prot. Kirchenzeitung 1858, p. 1033. — Gustav Baur erzählt (Erinnerungen an G. A. L. Baur, p. 125), wie Credner sich für das Vorwärtskommen seines Schülers interessierte und wie er seine dahingehenden

Vorschläge so einzukleiden wußte, als ob ihm selbst durch ihre Befolgung ein besonderer Gefallen geschähe.

38 (p. 26). Credner ließ sich 1843 zu einer Reise nach Darmstadt bewegen. Er sah aber bald ein, daß der Kanzler ihn nur für seine Pläne haben wollte.

39 (p. 26). Es konnte dem Kanzler nicht verborgen sein, daß Credner's theologische Ansichten mit denjenigen von Strauß keineswegs zusammenfielen. Denn wenn auch Credner zuerst, ehe der zweite Band des Lebens Jesu ihm zugekommen war, Strauß für Gießen in Vorschlag gebracht hatte, so änderte er seine Meinung, nachdem er eine Einsicht in die philosophische Grundlage des Strauß'schen Christentums gewonnen hatte. Übrigens hat er die Verschiedenheit seines Standpunktes in einer Rezension des Strauß'schen Werkes (in der Hallischen Literaturzeitung 1836; näheres darüber wird unten mitgeteilt) öffentlich ausgesprochen und dieselbe auch dem Kanzler zukommen lassen. (S. Asterisk., p. 169 ff.)

40 (p. 26). Es fanden sich alsobald zwei Lutheraner bereit, dem katholischen Kämpen als Waffenbrüder beizuspringen.

41 (p. 27). von Linde hob hervor, daß die rationalistische Auffassung in keiner Kirche anerkannt sei, und daß ihre Verbreitung das Ende der Religion wäre. Er bemerkte, gewiß nicht ohne Recht, daß die wissenschaftlichen Ergebnisse einzelner Gelehrten auch in der protestantischen Kirche nicht gleich zu Grundsätzen gestempelt werden sollten. Er vergaß nur hinzuzufügen, daß bei einer kirchlichen Stetigkeit, wie er sie im Auge hatte, auch die Reformation des 16. Jahrhunderts unmöglich gewesen wäre.

42 (p. 27). Diese 1845 erschienene Broschüre, welche mit dem auch seine Einleitung kennzeichnenden Motto Credner's «amore et studio elucidandae veritatis, in nomine domini nostri Jesu Christi», beginnt, untersucht die verschiedenen seit der Reformation für Deutschland getroffenen Religionsbestimmungen. In einer ausführlicheren Note (p. 60 ff.)

wird dargethan, wie von Linde's Schrift in ungenauer Weise über eine Artikelserie referiert hatte, welche Credner seit 1844 in den Heidelberger Jahrbüchern p. 863 ff. über «kirchliche Zustände» veröffentlichte.

43 (p. 27). Außer der «Berechtigung» publizierte Credner in dieser Angelegenheit noch folgende Schriften: 1) Beleuchtung der dem Herrn Kanzler von Linde «moralisch abgenötigten» Schrift u. s. w., eine Schutzschrift von Credner 1846. 2) Asterisken oder Sternchen 1847.

44 (p. 27). Dies geschah im Jahre 1847. von Schulte führt die ultramontane Schwenkung des Kanzlers auf die politischen Ereignisse seit 1848 zurück. Aber seine Entlassungsgesuche beginnen schon 1844 und 1845. Seit jener Zeit wurde er angegriffen wegen seines litterarischen Auftretens gegen Ronge und wegen seines Verhaltens in der Frage des Mainzer Katechismus.

45 (p. 28). In rein formeller Hinsicht können weder von Linde's noch Credner's Streitschriften als Musterprodukte der polemischen Litteraturgattung gelten. Dazu fehlt ihnen die Prägnanz des Ausdruckes, der lebendige Redefluß und vor allem die Kunst der Darstellung, welche das zahlreiche Detail in übersichtlicher Weise um die hervortretenden Hauptpunkte gruppiert.

46 (p. 28). Zu seinem Anfangsgehalt von 1000 Gulden erhielt Credner 1833 200 Gulden Zulage mit der Verbindlichkeit, das Alte Testament so lange zu versehn, bis ein geeigneter Exeget angestellt würde. Jm Jahre 1837 erhielt er weitere 200 Gulden Aufbesserung und 1840 noch einmal 100 Gulden. So hatte er sich damals im ganzen um 500 Gulden verbessert, dafür aber auch jahrelang die hebräische Professur verwaltet, was ihn zum Ankauf vieler Bücher nötigte. Vergl. Asterisk., p. 147. 160 ff. 173. 178. 227. Später (1853) bekam er wieder 100 Gulden und 1855 eine außerordentliche Remuneration von 350 Gulden mit Rücksicht auf seine Krankheit, seine Badereisen und den Ausfall seiner Vor-

lesungen. Ein letztes Gesuch um Gehaltsaufbesserung liegt vor vom 2. Januar 1856.

47 (p. 28). Hingegen wurde der Kanzler und seine amtliche Thätigkeit in Schutz genommen. Dieser jedoch richtete eine Eingabe an den Großherzog, weil er seine Amtsehre durch diese Verfügung nicht für genügend gewahrt hielt und er seinem Amte nicht mehr mit Erfolg vorstehen könne. Darauf erklärte die Regierung, daß ihm der Weg der gerichtlichen Verfolgung nicht verschlossen sei: man habe aber die Verwarnung für das Bessere gehalten.

48 (p. 29). Die erste Anregung zur Aufstellung eines Studienplans für Gießen führt von Linde selbst auf das Beispiel der Würzburger Universität (1803) zurück. S. Erwiderung auf die Bemerkungen über den Studienplan p. 3.

49 (p. 29). S. Heidelberger Jahrbücher. 1847, p. 26f.

50 (p. 30). So in einer Beleuchtung der Selbstherrlichkeit des großen Geschichtsforschers Herrn Geh.-Rat Schlosser in Heidelberg, 1847.

51 (p. 30). In seinen Verordnungen und Schriften vermied es von Linde sorgfältig, die antiprotestantische Spitze durchblicken zu lassen. Nur zum konfessionellen Frieden wollte er beisteuern. Die neu ergriffenen Maßregeln wurden immer als Forderungen der neueren Zeit begründet. Seinen steten Versicherungen, daß ihm nur das Gedeihen der Universität am Herzen liege, mußte man Glauben schenken, sobald man seine letzten Absichten nicht durchschaute. — 1842 wurde er zum Ehrenbürger der Stadt Gießen ernannt.

K. Vogt (l. c. p. 46) beschuldigt den Kanzler dreister Lügenhaftigkeit. Er habe ihm (Vogt) bei seinem Antrittsbesuche (1847) schön ins Gesicht geredet und seine Freude über seine Berufung ausgesprochen, während doch Liebig mit seinem Weggang habe drohen müssen, wenn sich von Linde der Berufung Vogt's noch weiter widersetzen würde.

52 (p. 30). Die von Napoleon I. als eine streng-gegliederte Verwaltungseinheit gedachte Université impériale war nichts anderes als der ins Weltliche und Staatliche übersetzte Jesuitenorden. Das Unterrichten war Nebensache; Bilden und Erziehen das wichtigere. Vergl. Louis Liard, l'enseignement supérieur en France, 1789—1893. — Seit 25 Jahren bemühten sich alle einsichtigeren Männer in Frankreich um eine Reorganisation des Hochschulwesens nach den in Deutschland geltenden Prinzipien, und die Reform war auch thatsächlich schon seit mehreren Jahren durchgeführt worden, als das Gesetz vom 12. Juli 1896 über die Universitäten dieselbe sanktionierte.

53 (p. 31). Vogt wohnte mit Credner in demselben Hause, und zwar in der unteren Etage als Chambregarnist bei Prof. Knapp, der eine Schwester Liebig's zur Frau hatte. Die gemeinsame Beschäftigung mit Naturgeschichte brachte ihn mit dem Theologen in nähere Beziehung. Für den tiefen Ernst desselben hatte er aber kein Verständnis. Die Politik, über welche sie auseinandergingen (weshalb auch Credner die Berufung Vogt's nicht unterstützt hatte), rief später eine Spannung zwischen beiden hervor. S. darüber Credner, Philipp's des Gr. Kirchenref., p. CXXVII f.

54 (p. 31). Es dürfte nicht ohne Interesse sein, die Hauptpunkte des Credner'schen Programms, das, wenn man von einigem wie Trennung von Kirche und Staat absieht, von einem geschichtslosen Experimentieren sich fernhielt und im Laufe der Zeit eine Wirklichkeit geworden ist, kennen zu lernen. Im Auszug lautet es folgendermaßen:

Als echte Vaterlandsfreunde wollen wir ein einiges, großes freies Deutschland, stark und geachtet nach außen, gesichert, glücklich und zufrieden nach innen. Und diese Segnungen im neuen Deutschland sollen nicht etwa bloß einzelnen Ständen zu gute kommen, sie sollen ein gleiches Gemeingut sein aller, die thätig und schaffend, ein jeder in seinem Kreise, durch Fleiß, Betriebsamkeit und Ordnungs-

liebe mitwirken am gemeinschaftlichen Wohl. Wir wollen, daß Deutschlands neue Gestaltung, unter Mitwirkung seiner Fürsten, sich entwickele auf demokratischer Grundlage.

Zu dem Ende wollen wir ein gemeinsames Oberhaupt für Deutschland und ihm zur Seite einen Rat der Fürsten und eine Volkskammer oder ein deutsches Parlament, durch welches der Wille des Volkes in verfassungsmäßiger Weise sich kund thue und Geltung verschaffe.

Wir wollen politische Freiheit, d. h. das Recht der freien Mitteilung und der Besprechung unserer Angelegenheiten in Rede und Schrift, und das Recht der freien Vereinigung.

Wir wollen religiöse Freiheit, d. h. für einen jeden das Recht seiner eignen religiösen Überzeugung zu leben und dieselbe auch öffentlich zu bekennen.

Wir wollen Trennung der Kirche vom Staate und eine volkstümliche Erziehung und Bildung der Jugend.

Wir wollen Gleichheit vor dem Gesetze und Sicherheit der Personen verbunden mit Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und mit Schwurgerichten.

Wir wollen ein allgemeines Gesetzbuch für Deutschland.

Wir wollen Einheit des Münz-, Maß- und Gewichtswesens.

Wir wollen ein allgemeines deutsches Staatsbürgertum.

Wir wollen ein deutsches Volksheer und eine deutsche Flotte mit deutschem Banner und deutscher Flagge.

Wir wollen eine wohlfeilere und volkstümlichere Verwaltung.

Wir wollen Fürsorge für den, den Kern unseres Volkes bildenden Arbeiterstand, sowohl in den Städten als auf dem Lande.

55 (p. 31). In den Erinnerungen an G. A. L. Baur wird

von einem Angriff erzählt, der von den Radikalen gegen den für einen Reaktionär gehaltenen Credner gerichtet wurde. Da konnte Baur nicht umhin, in einer aus dem Herzen kommenden Rede das souveräne Volk darauf hinzuweisen, daß eben dieser Mann schon den Mut gehabt habe, liberal zu sein, als damit noch Gefahr verbunden gewesen, und er bewirkte schließlich einen so entschiedenen Umschlag in der Stimmung, daß die leicht erregte Menge nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, dem erst Angefeindeten eine stürmische Ovation zu bringen.

56 (p. 32). Die Einladung ging aus von einem Credner unbekannten Herrn, Pfarrer Stahl aus Fränkisch-Crumbach.

57 (p. 32). Eine eigene Fügung, wenn man bedenkt, daß 10 Jahre früher, gerade unter seinem Rektorat, jener Studententumult ausbrach, und daß an beide Ereignisse sich für ihn gleich trübe Erfahrungen anknüpften.

58 (p. 32). S. den von Credner unterzeichneten Bericht über die Versammlung in der Beilage zur Darmstädter Zeitung Nr. 83 vom 23. März 1848.

59 (p. 33). So besonders in der Evangelischen Kirchenzeitung und im Rheinwald'schen Repertorium. Fast gleichzeitig mit Credner's Hess. Reformationsordnung erschien in der Evang. Kirchenzeit. 1852 (p. 903) ein Artikel, in dem ganz offen gegen die Gießener Fakultät Sturm geläutet wurde. Außer Gießen hatte sich die ketzerrichtende Thätigkeit Hengstenberg's damals auch auf Jena und Göttingen ausgedehnt.

60 (p. 33). Diese Bestimmung war allerdings auf ausdrücklichen Wunsch der Regierung nicht bekannt gegeben worden. Erst im Sommer 1848 erschien sie im 2. Teil von Köhler's Handbuch der kirchlichen Gesetzgebung. Sie enthält zwar auch eine Verpflichtung auf die symbolischen Bücher, «wie solche mit den apost. Schriften bestens übereinstimmen». Eine aktenmäßige Erklärung des «wie» im Sinne von «in so weit» hat Köhler (l. c. II. p. 320) beigebracht.

61 (p. 33). S. Credner, die sittlichen Verirrungen des Afterwissens. 1853, pag. 12.

62 (p. 33). Das war auch der Grund, weshalb Credner bei aller Bedeutung, die er dem Deutsch-Katholizismus zuschrieb, doch nicht zu den Bewunderern desselben zählte. Schon in einem nach Breslau adressierten Briefe vom 1. April 1845 sprach er sich über die Bewegung so aus: «Ich ehre Ihren Ronge, aber ihn einen zweiten Luther zu nennen ist eine Lächerlichkeit. Daß infolge des heiligen Rockes irgend eine Aufregung und Bewegung unter den gebildeteren Katholiken nicht ausbleiben könne, war vorauszusehen, und ich habe diese Erwartung auch schon lange vor Ronge, in dem im September geschriebenen Artikel im Novemberheft der Heidelberger Jahrbücher, ausgesprochen. Wie der nähere Erfolg sein werde, ließ sich nicht voraussehen; und Großes durfte man nicht erwarten, denn dazu fehlt es unserer so tiefgesunkenen Zeit viel zu sehr an moralischer Kraft. Der Gang, welchen die Dinge in der Wirklichkeit genommen haben, berechtigt den ruhigen Beobachter auch nicht zu grossen Erwartungen. Wir werden einen teilweisen Abfall der in Berührung mit Protestanten lebenden und durch sie aufgeklärten Katholiken erleben. Das ist eine gute Lektion für die katholischen Priester. Einen bedeutenden dauernden Aufschwung kann aber die abgefallene Partei nicht nehmen; weniger darum, weil es ihr an vorhaltigen äußern Mitteln gebricht (diesem ließe sich schon abhelfen), als darum, weil sie kein festes und klares Prinzip hat, was bei der Verworrenheit der kirchlichen Zustände unserer Tage kaum anders sein kann, und weil viel unlautere, fremdartige Interessen sich einmischen werden. Das ist meine auf ruhige Beobachtung und geschichtliche Erfahrung fest gegründete Ansicht.»

Später trat er in einem von der Regierung gewünschten Gutachten im allgemeinen für den Deutsch-Katholicismus ein, sofern in demselben Wahrheit enthalten war. Als er

darum angefochten wurde, konnte er mit Recht geltend machen, daß trotz der weiten Verbreitung der neuen Richtung in Hessen kein einziger Kandidat aus seiner Zeit zur Annahme eines Amtes in den deutsch-katholischen Gemeinden zu bestimmen gewesen sei. Bei diesen wie bei den freien Gemeinden mißbilligte er den jähen Bruch mit der Tradition, verlangte aber Duldung. Das hinderte ihn übrigens nicht, die Mängel der eigenen Kirche einzusehen: namentlich sehnte er sich nach einer Annäherung der Konfessionen, nach größerer Fülle der Kultusformen, nach Verbesserung der Gesangbücher und nach tüchtigem Gesang und Orgelspiel. Vergl. Ergänzungsblätter zur Allg. Litteraturzeitung 1836, p. 91.

63 (p. 34). Zuvor war die hessische Reformationsordnung nur in mangelhafter Form vorhanden. Nach Auffindung einer älteren Handschrift im Großh. Staatsarchiv hat sie Credner zum ersten Male vollständig, mit philologisch genau hergestelltem Text und mit guter Übersetzung, dargeboten. — Wie sehr und mit welchem Erfolg Credner allezeit bemüht war, den gesetzlichen Stand der hessischen Kirche sich und den andern recht klar vor die Augen zu stellen, zeigt auch die Mitteilung, die er 1844 (cf. Heidelberger Jahrbücher p. 893) machte von einem Schreiben des Erbprinzen und späteren Großherzogs Ludwig I., in welchem derselbe anno 1782 in den stärksten Ausdrücken die Ketzermacherei und den konfessionellen Rigorismus eines Gießener Theologen rügte. Vergl. auch Heppe, Kirchengeschichte beider Hessen II, p. 447.

64 (p. 34). Dasselbe bietet auch interessante Aufschlüsse über die Frage der Bibellektüre, über den Missionsberuf der Kirche und anderes mehr.

65 (p. 34). Gemeint ist die Gesetzgebung aus den Jahren 1772—85 unter Ludwig IX. Vergl. Köhler, l. c. II, p. 306 ff.

66 (p. 34). Mit seiner Veröffentlichung hatte Credner,

wie gerade die heftigen Ausfälle der Gegner bewiesen, dem hessischen, ja dem ganzen deutschen Protestantismus einen großen Dienst geleistet; s. Litterarisches Centralblatt 1853, p. 210. Die Evangelische Kirchenzeitung beeilte sich, nach ihrer Gewohnheit den Gegner mit persönlichen Verdächtigungen aus dem Felde zu schlagen. In ihrem Jahrgang 1853 (Nr. 11, vgl. Nr. 105) erschien eine Besprechung des Credner'schen Werkes unter dem Titel «Prof. Credner zu Gießen und die Taktik des Unglaubens». — Nach Credner's Untersuchung war es nicht mehr möglich, die Homberger Urkunde mit der einfachen Behauptung, daß sie das Werk des Franziskaners oder Reformierten Lambert von Avignon sei, abzuthun. Seiner Darstellung zu Folge hatte Philipp bis an sein Ende an ihren Grundsätzen festgehalten, die lutherischen und reformierten Schriftauslegungen in seinen Landen gewähren und selbst den Sekten gegenüber Toleranz walten lassen. Es konnte auch nicht geleugnet werden, daß er nicht ohne weiteres eines Sinnes mit Luther war (cf. Philipp's des Gr. K. R. O., p. XCVIII). Dafür wurde nun aber Credner vorgeworfen, daß er Philipp zu einem modernen Lichtfreund gemacht habe. Schon an dem Gemeindebegriff, wie er in Cap. XV der K. R. O. gefaßt werde (conventus sanctorum), hätte alles scheitern müssen. Auch die Entschiedenheit, mit welcher in der K. R. O. auf das reine Gotteswort zurückgegangen wird, sei nichts Eigentümliches, sondern überhaupt im Sinne der Reformation.

An dem Vorwurf der Modernisierung des alten Landgrafen mochte wohl einiges richtig sein. Aber die Gegner verstanden es nicht, die springenden Punkte nur vom Standorte der reinen Geschichtsforschung aus zu beleuchten. Uns scheint Credner vornehmlich darin über die exakte historische Linie hinauszugehen, daß er jenem Zeitalter oder auch nur Philipp selbst die Erkenntnis zutraut, daß Schriftwort und Gotteswort sich nicht genau decken, oder daß die Schrift bei Einheit des religiösen Standpunktes doch auseinandergehende

Ansichten enthalte (cf. p. XCVIII). Denn die Aufstellung der K. R. O., daß eine einzige deutliche Bibelstelle hinreichen solle (habeat locum, etiam si solus esset), ist nicht im Gegensatz gegen andere Bibelstellen, sondern gegen das proprium judicium und gegen Menschensatzungen gemeint. Gerade daß eine Bibelstelle alles andere aufwiegt, zeigt, daß hier die echt reformatorische Wertung des Schriftwortes im Gegensatz gegen die kirchlichen Traditionen vorliegt. Aber was ein Schriftwort thut, thun auch alle anderen, die eben darum als eine Einheit vorausgesetzt werden.

Ähnliches wäre auch zu bemerken über die Übersetzung, die Credner von purissime in Kap. XXIV gegeben hatte. Denn wenn er auch darin Recht behielt, daß die Beziehung dieses Wortes auf die Bekenntnisse, die es damals noch gar nicht gab, ganz ausgeschlossen war, so ließ doch seine Übertragung mit «ganz einfach» die deutliche Spitze der Aussage gegen den katholischen Traditionsgebrauch vermissen. (Vergl. Credner, Die sittlichen Verirrungen, p. 31 ff.)

67 (p. 34). Anonym erschien um Pfingsten 1853: «Die falsche Wissenschaft und das gute Recht der hessischen Kirche. Eine Beleuchtung der neuesten Credner'schen Schrift u. s. w., von einem hessischen Geistlichen, im Namen Vieler.» Der Verfasser war Pfarrer Reich.

68 (p. 34). Ein schon früher gestellter, dahin zielender Antrag war von der Zweiten Kammer verworfen worden.

69 (p. 35). Zu dieser Veröffentlichung (die sittlichen Verirrungen und Gefahren des auf ein vermeintlich gutes Recht sich steifenden Afterwissens u. s. w., September 1853) hatten Credner die geheimen Umtriebe der sogenannten evangel.-lutherischen Geistlichen bewogen. Im August hatten sich dieselben zu Friedberg versammelt und einen Protest gegen Credner geplant.

70 (p. 35). So in den jetzt gegen Credner gerichteten Flugschriften: «Öffentliches Zeugnis» und «Öffentliche

Erklärung». Den Kampf führte das von dem Kandidaten Krätzinger redigierte «Lutherische Kirchenblatt» in Darmstadt, in welchem man ganz eigene Dinge zu lesen bekam, z. B. daß die Pfarrstelle eine Konfession habe, und die Geistlichen „Inhaber“ dieser Pfarrstellen sind. Die 42, welche in diesem Blatte ihre Erklärung gegen Credner erlassen hatten, erhielten einen ernsten Verweis vom Oberkonsistorium. — Vorher hatten die 3 Superintendenten des Großherzogtums in ihrem Rundschreiben zu Anfang des Jahres 1854 ausdrücklich auf die Übertreibungen, welche die jüngeren Geistlichen des Landes mit den Bekenntnisschriften trieben, hingewiesen, und erklärt, daß dieselben vieles enthalten, was menschlichen Systemen angehört. Die protestantische Kirche solle frei sich bewegen auf Grund des göttlichen Wortes. «So war es in Hessen, und also möge es bleiben.» — Über das Gebahren der lutherschen Jungen in diesem Streite vergl. Prot. Kztg. 1854, p. 377 ff. Mit Recht bemerkte der Schreiber des Artikels: man verlange so viel nach Kirchenzucht, hier sei der Ort, sie auszuüben. — Zur Charakteristik dieser «Jungen» diene folgender Vorfall. Einer dieser Eiferer für reines Luthertum (Pfarrer Bingham zu Höchst, Mitunterzeichner der Erklärung) sollte in einer uniierten Nachbargemeinde, deren Pfarrer gestorben war, predigen. Er wies aber das Ansinnen des Dekans zurück, weil er Gewissens halber bei Irr- und Fremdgläubigen das Wort Gottes nicht verkündigen könne. Als jedoch das Oberkonsistorium befahl, gehorchte er ohne Widerspruch. Er war im Besitze einer einträglichen Pfründe. — Gemäßigter in der Form war die besondere Erklärung, welche vier Vorstandsmitglieder des evangelisch kirchlichen Vereins gegen Credner abgaben.

71 (p. 35). Der Zug zur Auswanderung war in jener Zeit sehr verbreitet, s. Hundeshagen, der deutsche Protestantismus 1847, p. 203 ff., wo allerdings die Beurteilung der Thatsachen nicht frei von einer gewissen Einseitigkeit ist.

Credner hatte viel Bewunderer in Amerika, Geistliche

kamen herüber, ihm zu huldigen; er war Mitglied des historischen Vereins der Universalisten in New York, s. hierüber: Berechtigung der prot. Kirche, p. 60 Note. Vergl. auch Philipp's d. Gr. K. R. O., p. 132. 139. 149. Nach Amerika wurde auch seine Bibliothek verkauft.

72 (p. 35). Schon in betreff seiner Schrift über Philipp den Großmütigen hatte ihm der Minister von Dalwigk (20. Juli 1853) eine Verwarnung zukommen lassen und die dort ausgesprochenen Grundsätze für mit dem Wesen einer Kirche unvereinbar erklärt. Die Antwort Credner's (31. Okt. 1853) betont, daß er nichts gegen die Staatsregierung und ihre Ansichten habe schreiben wollen, und daß sein Werk nur geschichtlicher Natur sei. Zugleich reichte er sein Verteidigungsschriftchen (Die sittlichen Verirrungen u. s. w.) ein. 1854 (4. März) erließ das Ministerium eine Verfügung, wodurch jedes weitere Vorgehen in der Sache verboten wurde. In der Maßregel, welche Credner Stillschweigen auferlegte, sah die Fakultät einen Angriff auf ihre Lehrfreiheit und verwahrte sich entschieden dagegen. Die oben erwähnte Rüge des Ministeriums an Credner erfolgte am 24. April und die Verfügung vom 29. Mai bezweckte, ihn von der gerichtlichen Verfolgung abzuhalten.

73 (p. 36). Die Badekuren, wie er sie schon längere Jahre hindurch bald in Aachen, bald in Wiesbaden, bald zu Boppard am Rhein brauchte, brachten jetzt keine dauernde Aufbesserung mehr.

74 (p. 36). Im Winter 1855—56 erhielt er Dispens von den Geschäften und den Vorlesungen.

75 (p. 36). Er starb um $2^1/_2$ Uhr Nachmittags im Alter von 60 Jahren. Er hinterließ 9 Kinder (6 Knaben und 3 Mädchen). Der älteste Sohn war beim Tode seines Vaters Lieutenant in der österreichischen Kriegsmarine. Sieben andere waren schon gestorben. Jetzt leben noch 5 Kinder (darunter Herr Herm. Credner, Verleger in Leipzig, und Frau Pastor Manchot in Hamburg). Enkel sind 11 vorhanden.

76 (p. 37). Seine Gießener Antrittsvorlesung handelte von den Weihnachtsgebräuchen: de natalitiorum Christi et rituum in hoc festo celebrando solemnium origine (16. Mai 1832) in Illgen's Zeitschr. f. h. Th. III, 2. p. 228 ff. — Auf diesen Gegenstand verfiel Credner durch einen eigentümlichen Zufall. Noch vor seiner definitiven Übersiedelung nach Gießen benutzte er die Weihnachtsferien zu einer Reise dahin. Auf dieser Reise hatte er reichliche Gelegenheit, die vielen, mit diesem Feste verbundenen Gebräuche wahrzunehmen. In Gießen selbst wurde ihm ein Backwerk, Figuren allerlei Art darstellend, als etwas dem Orte Eigentümliches, vorgezeigt. Der Gebrauch solchen Backwerks war ihm schon aus dem Altertum bekannt, und so kam er auf den Gedanken, das, was er sich über die Feier des Weihnachtsfestes bemerkt hatte, zu einer Antrittsrede zu benutzen.

77 (p. 37). Was das Neue Testament angeht, so las Credner am häufigsten über Einleitung, über die Paulinen, den Hebräerbrief, biblische Theologie und die Evangelien.

Seine alttestamentlichen Vorlesungen betrafen die hebräischen Propheten und das Buch Hiob. Seine bedeutendste Leistung auf alttestamentlichem Gebiet ist die 1831 veröffentlichte Untersuchung über den Propheten Joel. (Der Prophet Joel übersetzt und erklärt.) Sie gewährt einen Einblick in die sprachliche Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit seiner Exegese. Das zur Vergleichung herangezogene Material ist so umfassend, daß diese Arbeit die Bedeutung einer exegetischen Monographie weit übersteigt und als ein Beitrag zum alttestamentlichen Sprachgebrauch überhaupt angesehen werden kann. Auch die übrigen Aufstellungen über die Abfassungsverhältnisse der prophetischen Schrift (insbesondere die Deutung der Heuschreckenplage) zeugen von großer Gründlichkeit und von Scharfsinn. Darauf beruht die ganze ältere Forschung (s. A. Merx, Die Prophetie des Joël und ihre Ausleger, Halle 1879, p. 1). Allerdings ist der von Credner versuchte zeitliche Ansatz des Joël (nämlich wäh-

rend der Minderjährigkeit des Königs Joas 2. Reg. XII, weil von keinem König und keinem Götzendienst die Rede ist, welcher Zeitbestimmung noch Siegfried, in der Allg. Deut. Biog. Art. Credner, beipflichten konnte), von den neuesten Forschern mit starken Gründen angefochten worden. S. Merx, l. c. Holzinger Z. A. W. IX. p. 89 f., Cornill, Einleitung ins A. T. 1891, p. 172 f. Indessen darf nicht ausser acht bleiben, daß mehrere der heute betonten Argumente biblisch-theologischer Art für eine nachexilische Abfassung erst infolge des ganzen Umschwunges in der Pentateuchfrage diese Verwendung finden konnten.

Auch das Problem der Quellenscheidung in der Genesis hat Credner längere Zeit, wie aus seinen brieflichen Mitteilungen hervorgeht, beschäftigt. Er beabsichtigte seine Resultate in seinen «Beiträgen» drucken zu lassen. In einem Briefe von 1831 heißt es: «Über den Pentateuch habe ich ganz eigentümliche Resultate gewonnen. Die Zusammensetzung der Genesis aus zwei Urkunden scheint mir über allen Zweifel erhaben. Von den beiden Urkunden gehört der Verf. der einen dem Reich der 10 Stämme, derjenige der andern dem Reiche Juda an und beide sind nicht viel vor dem Jahre 800 entstanden. Schon a priore meine ich bestimmen zu können, wo beide Urkunden nebeneinander bestehen und wo sie ineinander verarbeitet sind, und es trifft auch überall ein.» — Ein Kuriosum aus seiner Feder, das diesen Studien seine Entstehung verdankt, finden wir in Illgen's Zeitschrift f. hist. Theol. VI. 1, p. 145 ff., 1836 unter dem Titel: Über die biblische Vorstellung vom Paradiese. Danach soll sich der Verfasser der Genesis, gegen alle bisherigen Annahmen, das Paradies im Westen liegend gedacht haben, und für diese eigentümliche Auffassung vom Ursitze der Menschen fand Credner den Schlüssel im Wesen der Hierarchie. — Einige sehr interessante Notizen über die Geschichte der Pentateuchkritik hat er noch später bei Gelegenheit seiner Untersuchung über Karlstadt's Libellus mitgeteilt; s. Zur Geschichte des Kanons 1847, p. 307—315.

Von vielen Psalmen und prophetischen Aussprüchen, die ihn im Anfang der dreißiger Jahre beschäftigten, meinte er eine geschichtlich sicherere Begründung geben zu können. Vergl. einen Artikel «Über die geschichtliche Auffassung und Stellung des prophetischen Ausspruches Jesaias Kap. 15 und 16» in den Theologischen Studien und Kritiken 1833. Während Hitzig in diesen beiden Kapiteln einen Ausspruch des alten Propheten Jona gefunden hatte, verlegte sie Credner in das Jahr 741 und schrieb ihnen den Zweck zu, Juda zu warnen vor einem Bündnis mit Moab, wodurch letzteres der Verwüstung durch den heranziehenden Verbündeten Jerusalems, den Assyrer Tiglath-Pilesar, entgangen wäre. Schon 1833 teilt er mit, daß er von dem Studium des Alten Testaments, wo er noch gern einige wichtige Punkte erledigt hätte, immer mehr abgezogen werde: «Unsere Propheten, Psalmen, Pentateuch bedürfen noch immer einer wahrhaft kritischen Behandlung.»

Credner's Hauptwerke über das Neue Testament, von welchen in den nachstehenden Noten ausführlicher gehandelt wird, führen folgende Titel:

1) Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften.
   I. Bd.: Die Evangelien der Petriner oder Judenchristen. 1832.
   II. Bd.: Das alttestamentliche Urevangelium. 1838.
2) Einleitung in das Neue Testament. I. Teil. 1836.
3) Zur Geschichte des Kanons 1847.
4) Geschichte des Neut. Kanons 1860. — Dieselbe wurde nach Credner's Tode von Professor G. Volkmar in Zürich, einem geborenen Kurhessen, in mangelhafter Form herausgegeben. Volkmar war früher Gymnasiallehrer in Fulda und wurde von Ed. Zeller bei Credner eingeführt. Auf sein Ansuchen erhielt er von der Familie die Erlaubnis, die Credner'sche Kanonsgeschichte herauszugeben.

Der LXXfrage, der Entstehung und Geschichte dieser Übersetzung, ihrer Benutzung im Neuen Testament und bei Justin hat Credner lange Zeit eine eingehende Aufmerksamkeit geschenkt. Die Resultate der auf Matthäus und Justin bezüglichen Arbeit sind im II. Band seiner Beiträge (das alttestamentliche Urevangelium, 1838) niedergelegt. Der Reihe nach werden zuerst die von Beiden angeführten Pentateuchstellen, dann die Psalmstellen und zuletzt die prophetischen erörtert. Die Abweichungen der alttestamentlichen Matthäuscitate von den LXX suchte er durch die Annahme verständlich zu machen, daß diesem Evangelisten ein griechisches Exemplar zu Grunde lag, das (in seinem Vaterland Palästina, wie er zuerst annahm, s. Beitr. II. p. 16, cf. p. IV) nach einer chaldäischen Übersetzung des Alten Testaments, d. h. nach einem alten Targum berichtigt war und zwar hauptsächlich in den messianischen Stellen. Daher zeige sich, z. B. im Pentateuch, aus welchem keine messianische Stelle aufgenommen sei, das engste Anschließen an den Text der LXX. Ganz dieselben Erscheinungen, in noch größerer Ausdehnung, sollen sich bei Justin wiederholen, der ja selbst auf die verschiedenen Lesarten der Juden und Christen aufmerksam mache. Im Anschluss an Credner ist in unseren Tagen auch R. Steck (der Galaterbrief nach seiner Echtheit untersucht, 1883, p. 223 cf. 219, 224) zu dem Resultate gelangt, daß die griechische Übersetzung des Alten Testaments in einer vielfach korrigierten Fassung von den Christen gebraucht wurde. Bei dieser Hypothese läßt es neuerdings H. Vollmer (die alttestamentlichen Citate bei Paulus, 1895) nicht bewenden, und, wie uns scheint, mit Recht. Schon aus den guten von Vollmer selbst beigebrachten Gründen, daß dann wichtige messianische Stücke unrevidiert geblieben wären, und daß Paulus in mehreren von der LXX abweichenden Citaten mit den späteren jüdischen Versionen des Aquila und Theodotion übereinstimmt. Dazu kommt aber, daß der messianische Gesichtspunkt, in viel weiterem Umfang als unsere ältere Theologie dafürhielt, von der Synagoge sowohl

wie von der christlichen Gemeinde auf das Alte Testament angewandt wurde. Auch in den paulinischen Citaten hat das messianische Element nach urchristlichem Maßstab einen größeren Spielraum, als ihm gewöhnlich eingeräumt wird.

Diesen Studien über die Citate des Matthäus und des Justin gab Credner auch eine von seinem großartigen Fleiße und seiner außerordentlichen Gründlichkeit zeugende Untersuchung über die von Holmes bei seiner LXXausgabe verwendeten Handschriften bei, insofern sich diese auf den Pentateuch beziehen (p. 74—98). Der handschriftliche Bestand wird in solchem Umfang und mit solcher Sorgfalt erläutert (vgl. z. B. die Tabellen p. 90—92), daß die Betrachtung über das bloße Verhältnis der Citate Justin's zur LXX hinausgeht und schon zu einer kleinen Vorarbeit einer kritischen Ausgabe des LXXtextes überhaupt heranwächst. Der Gedanke an eine solche Handausgabe verfolgte Credner, und er macht seinem Freunde Middeldorpf, der durch sein Werk über die Hexapla schon vorbereitet war, brieflich den Vorschlag, gemeinschaftlich mit ihm Hand anzulegen. Manche Vorarbeiten (insbesondere Citatensammlungen aus der LXX, vergl. z. B. Beit. II. p. 75 ff.) hatte er bereits nach einem von ihm entworfenen Plane ausgeführt. Wenn der Ausgangspunkt, den er für diese Rekonstruktionsarbeit wählte, nicht sachgemäß erscheint, so fällt das um so weniger ins Gewicht, wenn man bedenkt, daß selbst die neueren besten LXXforscher (de Lagarde und Nestle) über die richtige Methode differieren. Credner ist der Ansicht, daß von einer Überarbeitung der Pentateuchcitate bei Justin nach einem hexaplarischen Exemplar, mit welcher Annahme Eichhorn in seiner Einleitung ins Alte Testament das Problem der alttestamentlichen Anführungen Justin's gelöst zu haben meinte, nicht die Rede sein könne: vielmehr liege der Text im wesentlichen noch in derselben Gestalt vor, in welcher Justin ihn niederschrieb. In gleicher Weise, wie er es mit Justin gethan, sollten auch die anderen älteren Kirchenväter vor

Origenes, und zwar vollständiger als es in der Oxforder Ausgabe geschehen war, zu Rate gezogen werden.

Auf diesem Wege glaubte er eine «der Vollkommenheit nahe Wiederherstellung des ursprünglichen Textes» erreichen zu können. Als weitere Hilfsmittel benutzte er auch das Verhältnis des griechischen Textes zum hebräischen, zum samaritanischen Pentateuch und zur Peschito. Den Grund zu eingehenderen Textstudien auf dem Gebiet des syrischen Alten Testamentes hat er schon viel früher gelegt; seine Doktordissertation vom Jahre 1827: De Prophetarum minorum versionis Syriacae quam Peschito dicunt indole, gab eine Berichtigung des syrischen Textes des Propheten Hosea (mit Zuhilfenahme der Commentare des Syrers Ephraem), beleuchtete das Verhältnis desselben zur LXX und stellte fest, daß die chaldäische Paraphrase (Targum Jonathan über die Propheten) älter als die Peschito und von dem Verfasser der letzteren benutzt worden ist.

78 (S. 37). Mit einseitig dogmatischen oder philosophischen Resultaten hat sich Credner nie befreunden können. Als einer der ersten hat er in seiner Rezension des Strauß'schen Lebens Jesu (s. Allg. Literat.-Zeitung 1837, Januar, p. 1 ff.) den unheilvollen Einfluß des philosophischen Systems in diesem Werke aufgedeckt. Strauß liefere «ein Resultat, das schon längst vor der Untersuchung fertig und abgeschlossen ist». Aber jede historische Forschung, im Sinne eines gewissen philosophischen Systems angestellt, sei stets einseitig.

Was hingegen Credner als Ideal vorschwebte, ist die unbefangene historische Kritik, welche den ursprünglichen Sinn der Schriftstellen und die Zeitverhältnisse, aus welchen heraus sie geschrieben sind, in ihrer genauen historischen Bestimmtheit zu erfassen sucht. Mit anderen Worten, es sind dieselben Ziele, welche auch noch die heutige kritische Theologie, allerdings mit vielfach verbesserten Hilfsmitteln und präziseren Fragestellungen verfolgt. Man kann sagen, daß

die Credner'sche Theologie schon ganz den wissenschaftlichen Stempel der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trägt. Obschon Credner seiner Lebenszeit nach noch in das 18. Jahrhundert zurückreicht, hat er sich von dessen Methoden in einem Maße emanzipiert, wie es noch viele nach ihm nicht vermocht haben. Mit der Aufklärung konnte er sich wegen ihrer unhistorischen Art nicht befreunden: sie kenne kein kontinuierliches Werden, sondern nur individuelle Faktoren (vgl. das Exordium seiner Habilitationsschrift: De librorum N. T. inspiratione, p. 7). Er verlangt sehnsüchtig nach dem Aufgang eines neuen Zeitalters für die Theologie.

Schon im Jahre 1836 faßte er den Plan, eine wissenschaftliche, in dem neuen Geiste redigierte Zeitschrift zu gründen. In einem an die zukünftigen Mitarbeiter gerichteten Cirkularschreiben (1837) macht er folgende bezeichnende Auslassungen:

«Unsere sämtlichen theologischen Zeitschriften verfolgen entweder nur ein beschränktes Ziel oder suchen das Christentum einer demselben widerstrebenden Philosophie unterzuordnen oder haschen nach äußerem Schein, lieben das halbe und Unklare, nebeln und schwebeln, oder fröhnen dem Pietismus und Mysticismus u. s. w., so daß in der Wahrheit das prophetische Wort gilt: mein Volk, deine Führer sind Verführer. So würde sich denn als unabweisbar das Bedürfnis einer neuen theologischen Zeitschrift herausstellen, welche dem geistigen Übergewicht des wahren Protestantismus zum Einheitspunkt diente, fern von aller Persönlichkeit überall nur die Sache festhielte, durch Gediegenheit des Inhaltes und durch die Allgewalt der ächt historischen Forschung, mit welcher der Protestantismus steht und fällt, hervorragte, die gesunkene Kritik wieder zu Ehren brächte, dem Prinzip der Wahrheit und Klarheit Geltung verschaffte, die Nebel zerstreute und mit schlagenden Gründen die Schwätzer verstummen machte.» Und in betreff des Standpunktes der neuen Zeitschrift heißt es etwas weiter: «Er ist

vollständig mit den Worten bezeichnet, welche Luther an die Spitze seiner Thesen setzte: Amore et studio elucidandae veritatis. Die neue Zeitschrift tritt folglich in Kampf mit allem, was diesem Prinzip in der Theologie nicht huldigt.»

Zu dieser geplanten Zeitschrift, welche den Titel «Eleutherios» führen sollte, hatten viele ihre Mitwirkung versprochen (u. a. v. Lengerke, v. Bohlen, Fritzsche, Niemeyer u. s. w., mehrere wünschten nicht genannt zu werden). Doch schon im folgenden Jahre (1838) hat Credner den Plan aufgegeben. Viele der Mitarbeiter hatten sich durch die Redakteure der Studien umstimmen lassen. Es verblieb alles bei der Versendung des Programms.

Über seine exegetische Methode hat sich Credner auch in seiner Einleitung zur Hessischen K. R.-Ordnung ausgesprochen (s. p. CLIII). Der katholischen, traditionsmäßigen Schriftforschung, sowie der bekenntnistreuen nach der analogia fidei geübten protestantischen entgegen stellt er hier die grammatisch-historische als die einzig richtige hin. Theoretisch hatte damals schon Meyer die Grundsätze dieser Exegese (in der Vorrede seines Kommentares über das Neue Testament) entwickelt; aber keiner, auch Meyer selbst nicht, hatte sie folgerichtig zur Anwendnung gebracht. Das exegetische Verfahren stand im Durchschnitt auf dem Niveau der grammatischen sprachlichen Korrektheit; für die Sinnerklärung war zuletzt doch in irgend einem Grade die Rücksicht auf die kirchliche Überlieferung der oberste Gesichtspunkt, ob man nun in positiver oder negativer Weise dazu Stellung nahm. Mit Recht bemerkte aber Credner: «das konservative Halten am Herkömmlichen macht noch keine Geschichte».

Die tiefere Einsicht in die Bedeutung des speziellen historischen Momentes, das ist es, was hauptsächlich Credner's Exegese von den 3 älteren theologischen Schulen, die ihm am nächsten standen, nämlich von der Eichhorn'schen, der Gesenius'schen und der Ewald'schen, unterscheidet. Bei

allen diesen war gerade das rein historische Element verfehlt oder zu schwach: «Für eine gewisse Zeit, so drückt sich der Gießener Theologe in einem Briefe (1833) aus, war die Richtung, die Genesius nahm, noch die richtigste, nur hätte derselbe nicht auf halbem Wege sollen stehen bleiben und noch viel weniger so schwach sein sollen, dem Modeton zu huldigen. Als eine solche verkehrte Huldigung erscheint mir wenigstens sein neuestes Lexikon .... Nach der rationellen Spracherklärung, welche hier befolgt wird, müßte die vermeintliche Ursprache der Menschen in fast nichts als einem Hummen — Dummen und Brummen bestanden haben, so daß am Ende das Affengeschlecht noch reicher an verschiedenen Lauten wäre, als die trefflichen Urmenschen. Wohin wird uns solches suprarationales Brummen hinter dem Schreibtisch doch noch bringen? Ich teile für mich die historische Überzeugung oder Gewißheit, daß weder die Gesenius'sche Ansicht von der hebräischen Sprache, noch die Ewald'sche auf einem richtigen Grunde ruht, kann es aber aus Überdruß nicht über mich bringen, mich der vielleicht vergeblichen Mühe zu unterziehen, meine geschichtlichen Resultate ausführlich zu entwickeln und in Schriften vorzulegen.»

Diese stete Sorge um den positiven historischen Thatbestand zeichnete Credner auch von denen aus, die an seiner Seite wirkten. Wenn Theologen wie Kuinoel, dessen exegetische Arbeiten nach Schelling's Urteil nur schlechte Kompilationen waren, Credner vorwarfen, er sei k e i n Exeget (s. Asterisk., p. 740), so hatten sie dabei immerhin eine richtige Empfindung: er war eben kein Exeget wie sie. Um aber von der philologischen Nüchternheit dieser älteren ganz zu schweigen, so gehörten doch auch seine späteren Kollegen, Männer wie K. F. A. Fritzsche (in Gießen 1841 bis 1846) oder Knobel (in Gießen seit 1839) bei aller ihrer Gelehrsamkeit und ihren unbestrittenen Verdiensten um die Bibelerklärung einer anderen exegetischen Schule an. Sie waren zum mindesten ebenso sehr nach der histo-

risch-archäologischen und sprachlichen Richtung (wir erinnern an die Variantenpflege von Fritzsche) als nach der spezifisch historischen interessiert. Ihre Exegese war im grossen und ganzen eine historisch-philologische.

Dieses Bedürfnis Credner's, sich von dem geschichtlichen Hergang selbst eine richtige Vorstellung zu machen, hat ihm auch den Gang seiner ganzen wissenschaftlichen Arbeit vorgezeichnet. Die religiöse Vergangenheit konnte nicht auf dem Wege subjektiver Konstruktionen erkannt werden, sondern nur aus den alten Urkunden selber, insofern man ihren ursprünglichen Sinn und Bedeutung zu erfassen vermochte. Darum mußte die Forschung nach der ursprünglichen Beschaffenheit der Religionsurkunden des Alten und Neuen Testamentes das Hauptstück seiner Lebensarbeit werden. Wie ernst er aber diese Arbeit nahm, wie gründlich er sie auszuführen gedachte, beweist der Umstand, daß er sich nicht mit dem Nächstliegenden begnügte, sondern auch die im Hintergrund verborgenen, erst von der heutigen Theologie wieder in ihrer Wichtigkeit erkannten Probleme in Angriff nahm. Dahin sind vor allem seine, von ihm selbst als mühsame bezeichneten, Untersuchungen über die LXX zu rechnen, über welche wir schon (Anm. 77) näheres mitgeteilt haben. Der tiefere Zweck dieser Studien, den er auch nie aus dem Auge verlor, war immer dahin gerichtet, über das Urchristentum selber besseren Aufschluß zu erhalten. Das erhellt übrigens schon aus dem zusammenfassenden Titel: Das alttestamentliche Urevangelium, den er über diese, der griechischen Übersetzung des Alten Testamentes gewidmeten Studien, gesetzt hat.

Speziell auf neutestamentlichem Gebiete hat er zeitlebens im Gegensatz zu Solchen, welche sogleich dem Reiz synthetischer Darstellungen verfallen, den langwierigen, aber unerläßlichen Fundamentierungsarbeiten seine volle Kraft gewidmet. Durch die damals so weite Kreise mitfortreißende Leben-Jesu-Bewegung hat er sich von seiner ruhigen, unscheinbaren Detailforschung nicht abbringen lassen. Ja, das tiefe Gefühl für

die unendliche Kompliziertheit der im Hintergrund liegenden Quellenfrage hatte in ihm sogar die Überzeugung begründet, «daß eine echt kritische Bearbeitung des Lebens Jesu in die Reihe des Unmöglichen gehört.» (S. die mehrfach erwähnte Rezension über Strauß.) Im Verein mit anderen großen Arbeitern wie Baur und Reuß sah er die nächste, von Strauß vernachlässigte Aufgabe in der Untersuchung, ob und wie weit wir überhaupt in den Evangelien auf historischem Grund und Boden stehen, mit anderen Worten in der Evangelienkritik, nicht in der Kritik der evangelischen Geschichte. Den Ertrag seines ehernen, auf die Evangelienfrage verwendeten Fleißes finden wir in seinen «Beiträgen» niedergelegt, von welchen der erste Band den Evangelien der Petriner oder Judenchristen, der zweite dem alttestamentlichen Urevangelium gewidmet ist.

Die Betrachtung der hier in Angriff genommenen Probleme muss jeden Leser in Bewunderung versetzen. So umfassend und gründlich treibt Credner die Evangelienkritik. Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen seiner Auffassung und dem, was die meisten seiner Zeitgenossen in den Rahmen ihrer Untersuchung zogen. Unter anderem nahm er die Frage des Verhältnisses Justin's zu unseren Evangelien in ihrem ganzen Umfange wieder auf und wies überzeugend nach, daß mit der Hypothese freier gedächtnismäßiger Citate nicht auszukommen sei. Er stellte darum den Satz auf, daß dieser Kirchenvater aus einem von unseren Synoptikern abweichenden Werk geschöpft habe und glaubte dasselbe nach verschiedenen, aus den Clementinischen Homilien, Eusebius und anderen gewonnenen Anzeichen als das Evangelium des Petrus bezeichnen zu dürfen. Wenn nun auch die Richtigkeit dieser Lösung der modernen, mit vermehrten Hilfsmittteln ausgerüsteten Forschung zweifelhaft bleiben muss (vgl. W. Bousset, die Evangeliencitate Justin's, 1891), so ändert das nichts an der Richtigkeit seines Ausgangspunktes, und sein allgemeineres Resultat, daß die von Justin benutzte, sich mit unserem Matthäus nur sachlich berührende Quelle untergegangen ist, wird

wohl bestehen bleiben. Über einen, wenn auch hohen Wahrscheinlichkeitsgrad in den spezielleren Resultaten werden es auch die zukünftigen Forscher nicht hinausbringen.

Im Anschluß an die Justinfrage richtet Credner in seinen Beiträgen I. p. 268 f. seine Aufmerksamkeit weiter auf die älteren, judenchristlichen Evangelien überhaupt und gelangt zu der Ansicht, daß es außer dem petrinischen, von Justin benutzten, mit den Clementinen übereinstimmenden Evangelium noch ein Anderes, *Κήρυγμα Πέτρου* genannt, vermittelnder Richtung, das Paulus freundlicher gegenüberstand und in die katholische Strömung einmündete, gegeben habe. Hingegen sei das Evangelium *Καθ' Ἑβραίους* nur eine fingierte Größe der Kirchenväter gewesen. Ferner zog er noch in demselben Bande Tatian's Diatessaron, (p. 437 ff.), das er unrichtiger Weise nicht für eine Evangelien-Harmonie, sondern für eine von unseren Evangelien unabhängige Schrift hielt (so auch noch zuletzt in der Gesch. d. N. K., p. 17 f.), und den Codex D (452 ff.) in seine Betrachtung und fand hier überall die Spuren seines judenchristlichen Evangeliums. Man sieht wie sehr er bemüht war, von allen möglichen Seiten aus über den ursprünglichen Stand der Dinge, insbesondere über die religiösen Strömungen in der Urgemeinde Licht zu erhalten. Wenn man absieht von den vielfach, wie nicht anders möglich war, ungenügenden und unrichtigen Resultaten, so bleibt immer noch die Thatsache zurück, daß Credner mit einem staunenswerten Scharfblick die Wege betreten hat, auf denen auch die moderne Theologie weitere und bessere Aufschlüsse suchen muss. So giebt sich z. B. in seinen heißen Bemühungen um den Codex Cantabrigiensis und dessen Beschaffenheit ein merkwürdiges Zusammentreffen mit dem in neuester Zeit bei Blass, Nestle und Anderen wieder erwachten Interesse an dieser Handschrift kund.

Wenn Credner in der Frage des sogenannten Judenchristentums sich oft mit Scheingründen und schwachen Anhaltspunkten begnügt, so muß daran erinnert werden, daß

auch heute noch unsere Kenntnis davon völlig im Argen liegt (s. Harnack, Dogmengesch. p. 294), und daß sogar unsere Fragestellung selbst eine verkehrte ist. Indessen halten wir dafür, daß Credner in seinen Artikeln «über Essäer und Ebioniten und einen teilweisen Zusammenhang derselben» (in Winers Zeitschrift für wissenschaftl. Theologie, 2. H. 1827 u. 3. H., 1829) auf eine im großen und ganzen glückliche Fährte geraten, und daß der rechte Ausweg aus dem dunkeln Labyrinth des Judenchristentums zwar nicht genau in der Credner'schen, aber in einer parallelen Linie zu suchen ist. In den genannten Artikeln bemüht sich nämlich der Verfasser zuerst die Nachrichten des Epiphanius und der Clementinischen Homilien über die Ebioniten in Einklang zu setzen, um dann einen Zusammenhang zwischen diesen Ebioniten und der jüdischen *vorchristlichen* Sekte der Essäer herzustellen. (Auch in einem Briefe spricht er gelegentlich die Absicht aus, sich in den Geist der ersten Jahrhunderte *vor* dem Christentum, speziell in Philo und Josephus, zu vertiefen.) Unsere eigenen Forschungen haben uns längst zu der Erkenntnis geführt, daß der Ursprung und die Bedeutung des Ebionitismus keineswegs, wie meistens geschieht, mit den Hilfsmitteln der apostolischen und nachapostolischen Theologie zu erfassen ist, sondern daß auch das gnostizierende Judenchristentum in manchen seiner Anschauungen, allerdings nicht in das Essäertum, aber in den Boden gewisser vorchristlicher, jüdischer Kreise zurückreicht. Der Satz Credner's, «daß der Name (Ebioniten) viel späteren Ursprungs ist als die Ketzerei, zu deren Bezeichnung er gewählt ward» (vergl. auch die Bemerkungen p. 231), dürfte im Rechte bleiben, wenn man ihn dahin wendet, daß dasjenige, was später den Ebioniten als Ketzerei vorgeworfen wurde, lange Zeit in der Kirche unbeanstandet gepflegt worden ist. Auf jeden Fall ist es ein Verdienst Credner's, daß er die älteren wertvollen Untersuchungen von Gieseler (1820) und von Baur (De Ebionitarum origine et doctrina, 1821) weiterführend, den Gegenstand in

einen größeren historischen Zusammenhang einzureihen versuchte.

In allen diesen Studien bewährt sich aber immer wieder sein Streben nach festen Grundlagen, nach soliden Vorarbeiten. Nur Schritt für Schritt sollte vorangegangen werden. Es ist in der Beziehung sehr bezeichnend, daß Credner, um jedem Konstruktionsgelüste zu entgehen, in den beiden Bänden seiner «Beiträge» sich ausdrücklich auf die Untersuchung des Thatbestandes beschränkte. Erst für einen 3. Band nahm er die Darstellung der genetischen Verhältnisse in Aussicht.

Es läßt sich von vornherein denken, daß Credner bei dieser ausgesprochenen historischen Veranlagung für die dogmatische Betrachtung des Christentums nicht viel übrig hatte. Nicht als ob er der reinen Willkür und Ungebundenheit das Wort geredet hätte. Er hat selbst als Schlüssel für die Auslegung des durch die strenge grammatisch-historische Erklärung Gewonnenen die Versöhnung mit Gott hingestellt. Und das höchste Ziel der Exegese sah er in der Zusammenfassung der in den einzelnen Schriften gefundenen religiösen Ideen zu einem einheitlichen Ganzen. (S. Philipp's des Gr. K. R. O., p. CLI.) — Hingegen hat er allerdings gegen die vermeintlich «echt theologische» Exegese, wie sie damals von Hundeshagen (das Prinzip der freien Schriftforschung in seinem Verhältnis zur Kirche und den Symbolen, 1852) vertreten wurde, Protest erhoben, weil dieselbe die Schriftforschung den Bekenntnissen auf dem Wege spekulativer Deutung, welche nicht auslegt, sondern in die Schriften hineinträgt, anzubequemen suchte.

«Daß das Neue Testament, so schrieb er 1835, das reine Christentum enthält, darüber sind alle christlichen Parteien von jeher einverstanden, nur über die Art und Weise der Behandlung und Auffassung des Bibelsinnes hat man gestritten. Daher dreht sich meine Theologie zunächst um die Kritik und Auslegung des Alten Testamentes, ein Studium, welches jedoch als solches vom neutestamentlichen Standpunkt ablenkt. Mit

diesem hängt es zusammen durch die jüdische Theologie; dann habe ich Einleitung ins Neue Testament = Geschichte des Neuen Testamentes hinzugenommen, dann Theologie des Neuen Testamentes, ihre geschichtliche Fortsetzung ist mir die Dogmengeschichte, in welche ich auch unsere symbolische Dogmatik bringe. Die historische, abgeschlossene biblische Theologie des Neuen Testamentes in Verbindung gebracht mit der wechselnden, philosophischen Denkweise der Zeit, giebt mir das, was man sonst Dogmatik zu nennen pflegt, und was ich, um es eben als etwas wechselndes zu bezeichnen, die christliche Religionsphilosophie nennen möchte.»

Es wird von dieser seiner Grundstimmung aus begreiflich, daß sich Credner nicht nur die Lehren des Supranaturalismus, sondern auch die Dogmatik eines Schleiermacher nicht ohne weiteres aneignen konnte, weil er hier überall fremdartige Einflüsse, einer strengen geschichtlichen Prüfung nicht standhaltende Vorurteile erblickte. «Ein inneres Verlangen nach Licht und Wahrheit» kennzeichnet seine ganze Theologie. «Versteck zu spielen in irgend einer Art, habe ich durchaus verschmäht» (s. Beiträge I. p. IV). In diesem unbedingten Streben nach Wahrheit giebt sich auch seine Fühlung mit der Kantischen Philosophie zu erkennen, der schon sein Vater zugethan war und in deren Geist auch der Sohn erzogen wurde.

Dieser Standpunkt Credner's macht es weiter verständlich, daß er ohne Rücksicht auf Schulen und Parteien überall da seine offene Zustimmung aussprach, wo er auch nur den Sinn für Wahrheit und Geradheit erkannte. Er bekennt, für D. F. Strauß Achtung und Liebe zu empfinden, trotz des durchgehenden Dissensus über dessen Buch. Wir können nicht umhin, folgende Worte aus Credner's Rezension hier folgen zu lassen, weil sich in ihnen seine Eigenart aufs trefflichste wiederspiegelt. «Es ist des Verfassers rühmliches Verdienst, mit aller Freimütigkeit eines wahrheitliebenden Mannes sich offen zu allen jenen Konsequenzen bekannt zu haben, welche

aus der Stellung einer gewissen neuern Philosophie zum Christentum sich notwendig ergeben, und gleichwohl von den Anhängern dieser philosophischen Richtung immerfort verdeckt und in Abrede gestellt werden; und Rec. könnte es mit vielen Andern gewiß nur beklagen, wenn Hr. D. Str. dieser Redlichkeit sein weiteres Lebensglück zum Opfer gebracht haben sollte.» Und doch hat in jenen Tagen keiner eine in reiner Sachlichkeit so tiefgehende und vernichtende Kritik des Strauß'schen Buches geschrieben, wie Credner. Seine Analyse des Begriffes Mythus, wobei die Mängel der Auffassung von Strauß in die Augen springen, und alle philosophischen Nebel wie im hellen Sonnenlicht verfliegen, ist eine meisterhafte zu nennen. Es zählt zu dem besten, was aus Credner's Feder hervorgegangen ist.

Wie sich sein nach festem Wissen ringender Geist durch keinen Dogmatismus gefangen nehmen ließ, so ließ er sich auch durch keine geistreichen Kombinationen und durch keine Hyperkritik blenden. Es beruht darum auf einer völligen Verkennung seiner theologischen Eigenart, wenn seine Gegner ihn als argen Rationalisten verklagten. Diese Beschuldigung hat er selbst, wie sie es verdiente, in einem vertraulichen, am 21. Januar 1844 an den Geh. Staatsrat von Linde adressierten Schreiben, gerichtet. «Gehe ich die Männer durch, welche seit diesem Jahrhundert oder seit etwa vierzig Jahren, zur hiesigen Fakultät gehört haben, so möchte ich doch den wissen, der minder frei als ich die Theologie aufgefaßt hätte? Der Unterschied möchte nur etwa bei einigen darin bestehen, daß ihnen unklar und verworren vorschwebt, was ich klar und bündig nachzuweisen und auszusprechen mich bemühte. Ich darf aber noch weiter gehen. Ich darf ohne anmaßlich zu erscheinen, auffordern: mir doch den Professor der ev. Theologie an unserer Fakultät während der letzten vierzig Jahre zu nennen, welcher mit mehr Ehrerbietung und Wärme als ich die Gegenstände des religiösen Glaubens behandelt hätte? . . . Es ist noch nicht lange her, da haben

zum Teil dieselben Leute, nach deren Urteil ich zu frei sein soll, es in ihrem Interesse gefunden, mich als einen übertriebenen Beförderer der Orthodoxie, des Mysticismus, Pietismus und wer weiß was hinzustellen. ... Dieselben Klagen mußte ich hören, als ich nach des Prof. Meier's Tode auf die Notwendigkeit auch einer vermittelnden Richtung in unserer Fakultät hinwies, von welcher auch mein damals erstatteter unterthänigster Dekanatsbericht Zeugnis abgiebt. Wie ist es demnach möglich, vorzugsweise mich als den einer zu freien theologischen Richtung zugethanen auszuheben?»

79 (p. 38). Credner definierte die Einleitung in das Neue Testament als die Geschichte des Neuen Testamentes. Dadurch wurde es ihm möglich, die von der herkömmlichen Einleitung angestellten Betrachtungen über die einzelnen neutestamentlichen Schriften, über ihre Sammlung, über ihren Text u. s. w. unter dem einheitlichen historischen Gesichtspunkte zusammenzufassen, indem er den Stoff folgendermaßen gruppierte:

1) Geschichte der Einleitung in das Neue Testament.
2) „ der Entstehung der neutest. Schriften.
3) „ der Sammlung oder des Kanons.
4) „ der Verbreitung oder der Übersetzungen.
5) „ der Erhaltung oder des Textes.
6) „ des Verständnisses oder der Auslegung.

(S. Einleitung in das Neue Testament I, 1. 1836, p. 4).

Wieviel auch Credner's Einleitung in der Durchführung des historischen Prinzips im einzelnen noch zu wünschen übrig ließ, diese von ihm zuerst ersonnene lichtvolle Einteilung ist ein Beweis dafür, wie zielbewußt er den spröden Stoff anzufassen und zu bearbeiten wußte. Denn es handelt sich bei solchen Versuchen sachgemäßer Disposition keineswegs bloß um leere Formeln. Es giebt kaum etwas, woran die Stoffbeherrschung so ersichtlich wird, als eine treffende Einteilung desselben. Übrigens ist die wahre Dispositionskunst in unserer wissenschaftlichen Litteratur auch heute noch

eine so seltene Pflanze (kommen wir doch fürs Gewöhnliche tief in die Dinge hinein, aber viel weniger gut aus ihnen heraus), daß schon darum Erscheinungen wie die vorliegende einer ausdrücklichen Erwähnung wert sind.

Credner selbst hatte das Bewußtsein, daß seine Bearbeitung der Einleitung nach Anlage, Plan und Umfang von der traditionellen durchaus abweiche. Während in den älteren Darstellungen die dogmatischen und apologetischen Materialien mit den eigentlichen Einleitungsstoffen um den Vorrang stritten, und z. B. noch ein Michaelis recht ausführliche Erörterungen über die Inspiration darbot, wollte er die Einleitung zu einer durchaus selbständigen Wissenschaft erheben. In sehr scharfen Ausdrücken spricht er sich in einem Brief von 1833 über jede Abweichung vom strengen geschichtlichen Schema aus: «Nichts könnte unsere protestantische Theologie sicherer untergraben, als der Vorschlag des weisen Geh.-Rat Lücke, der auch in Tübingen Anklang gefunden hat, die Einleitung zur Apologetik zu schlagen. Dann tritt gewiß leeres Geschwätz, ähnlich dem Sack'schen, an die Stelle historischer kritischer Untersuchung und über dem Reichtum des Geistes sinkt der Geist selbst noch zu einem leeren Gespenst zusammen.»

Allerdings hatten schon vor Credner Isagogiker wie Eichhorn, Hug, de Wette den Schwerpunkt dieser Disziplin immer entschiedener auf die Untersuchung nach dem Ursprung der neutest. Bücher verlegt, und Credner's Vorgänger auf dem Gießener Lehrstuhl, J. E. Chr. Schmidt, hat seiner historisch kritischen Einleitung (1804) den Nebentitel «Kritische Geschichte der neutest. Schriften» gegeben. Man wird auch nicht fehlgehen in der Annahme, daß der Vorgang von Schmidt, der nach seiner eigenen Aussage sich «ganz auf dem Standpunkte des Historikers zu erhalten» suchte (Vorrede III), für Credner nicht bedeutungslos geblieben ist. Seine Briefe lassen erkennen, daß er noch im Jahre 1828 weit entfernt war, den späteren klaren Einblick in die Stoffanordnung der Disziplin zu haben, und daß er sein

Augenmerk nur darauf richtete, die den verschiedenen Einleitungen gemeinsamen Grundstücke auszumitteln, bei welcher Aufgabe man bald viel zu oberflächlich, bald viel zu befangen zu Werke gegangen sei. Zu diesen Grundstücken rechnete er damals: 1) Spracheigentümlichkeiten der neutest. Schriftsteller, 2) Zusammenstellung der Überreste der Evangelien der Ebioniten, Marcion's und Justin's, 3) die Anführungen aus dem Alten Testament im Neuen Testament.

Es ist zweifellos, daß er sich von da aus an der Hand der oben genannten Einleitungswerke zu seiner einheitlichen Gesamtauffassung emporgeschwungen hat. Von Schmidt übernahm er die Bezeichnung der Einleitung als Geschichte (das Beiwort «kritische» hielt er merkwürdigerweise für überflüssig, weil es ohne Kritik keine Geschichte gebe: eine um so auffallendere Ansicht, als es kaum eine historische Disziplin giebt, wo das kritische Element neben dem rein historischen eine so große Rolle spielt, als in der Einleitung und Credner selbst eine ganze Hälfte der speziellen Einleitung als die historisch spekulative, sollte heißen historisch-kritische [s. p. 8] bezeichnet). Aber statt «Geschichte der neutest. Schriften» setzte er «Geschichte des Neuen Testamentes», und indem er so das als eine Einheit gedachte Neue Testament in seiner geschichtlichen Entwickelung vorzuführen unternahm, konnte er seine oben aufgezählten 6 Teile logisch korrekt darunter subsumieren. (Man vergleiche dagegen die mangelhafte Art, wie bei Schmidt die Geschichte des Textes als VI, den Apokalypsen als V, oder den paulinischen Briefen als III u. s. w. gleichgestellt wird. Die Beurteilung des Verhältnisses, in welchem das Credner'sche Werk zu seinen Vorgängern steht, wie sie im Rheinwald'schen Repertorium [XXXI 1. 1840, p. 3] geübt wurde, verkennt den wissenschaftlichen Fortschritt Credner's über de Wette und Augusti hinaus, weil sie dem oben angeführten Momente nicht gerecht wird.)

Die Geschichte des Neuen Testamentes als eines Ganzen

hatte schon Hug (1808) behandelt, daneben aber in einem völlig gesonderten Theile die «Verhältnisse, unter welchen die einzelnen Bücher entstanden sind», erörtert. So hat erst Credner durch eine glückliche Synthese von Schmidt und Hug die fehlende Einheitlichkeit in die Disziplin hineingebracht.

Es schmälert das Verdienst Credner's mit nichten, wenn ein so formgewandter Theologe, wie Ed. Reuß in seiner «Geschichte der heiligen Schriften des Neuen Testamentes» (1842) die Credner'sche Einteilung, freilich ohne Angabe des Urhebers, in wörtlicher Übereinstimmung (mit bloßer Umstellung der Teile III und IV) reproduziert hat. In wie unglaublicher Weise Neudecker (Lehrbuch der hist.-krit. Einl. in das N. T. 1840) die Credner'sche Vorlage ausnutzte, indem er die von Credner aufgefundenen Citate aus den älteren Kirchenvätern verlängerte oder verkürzte, darüber vergl. Rheinwald, Allg. Repertorium, l. c. Reuß hat im Unterschied von Credner auch im Titel den Terminus Einleitung durch Geschichte ersetzt und beansprucht nicht ohne Recht den Vorzug einer konsequenteren Durchführung des historischen Prinzips. Während nämlich Credner in der Untersuchung der einzelnen Bücher noch der kanonischen Reihenfolge nachgeht, führt Reuß dieselben in der von der Kritik bestimmten geschichtlichen Ordnung ihrer Entstehung vor. Es ist aber nicht zu vergessen, daß bei der völlig konsequenten Anwendung des historischen Prinzips die Einleitungsdisziplin überhaupt ins Schwanken kommt, wie auch schon bei Reuß ihre Grenzen nach hinten flüssig zu werden beginnen. Sodann stellt für Credner, dessen Werk noch *vor* die auflösende Tübinger Kritik des Kanons fällt, und der an der apostolischen Abfassung der neutest. Schriften (mit Ausnahme der Pastoralbriefe) nicht zweifelte, das Neue Testament noch ein «festes und im wesentlichen unveränderliches Ganzes» dar. Mit Hinweis auf den kanonischen, die Disziplin zusammenhaltenden Rahmen, können es ja auch neuere Isagogiker noch rechtfertigen, daß sie, ähnlich wie Credner, den alten Titel Einleitung beibe-

halten. Es dürfte darum der Vorwurf nicht zutreffen, daß Credner das geschichtliche Prinzip nur in die Definition aufgenommen habe. Soviel Gewicht man zuletzt auch auf die Anordnung legen möge, die historische Methode zeigt sich doch mindestens ebenso gut in der Art der Behandlung des Stoffes im Einzeln. Dazu kommt, daß auch von Credner selbst ein Versuch vorliegt, in fortschreitender Darstellung die Entstehung und Entwickelung des neutest. Schrifttums im Zusammenhang mit der Geschichte der Kirche vorzuführen. Wir meinen sein zweibändiges Werk «Das Neue Testament nach Zweck, Ursprung und Inhalt für denkende Leser der Bibel» 1841 und 1843. Hier folgt z. B. auf die Lehre Jesu das paulinische Schrifttum in genauer chronologischer Reihenfolge. — Wollte man die vom historischen Standpunkt aus entworfene Einleitungsdisziplin mit strengstem wissenschaftlichen Maßstab messen, so könnte über den sowohl von Credner als von Reuß angenommenen Umfang derselben noch weiter gestritten werden. Nicht nur die Geschichte der Übersetzungen in jeder beliebigen Ausdehnung könnte angefochten werden, sondern insbesondere der geschichtliche Überblick über die neutest. Exegese ist nur als eine Nachwirkung der älteren Behandlung erklärbar und würde mit Fug und Recht in andere Gebiete der Theologie verwiesen. In der Beziehung ist es bezeichnend, daß Credner von seinen 6 Teilen doch nur die 2 Teile (oder 3, wenn man die Geschichte der Disziplin mitrechnen will) thatsächlich ausgearbeitet hat, welche auch heute noch allen Einleitungswerken gemeinsam sind: nämlich die spezielle und die allgemeine Einleitung.

Der spezielle Teil, der durch eine zuvor unerreichte Gründlichkeit sich auszeichnet (er umfaßt die Seiten 53—750), und von einer staunenswerten Belesenheit des Verfassers zeugt, ist eine unerschöpfliche, von den Späteren reichlich ausgebeutete Fundgrube neutest. Notizen, aus der man sich auch heute noch Rats erholen mag. Wie in den «Beiträgen»

sind auch hier manche Aufstellungen des Verfassers fragwürdiger Natur, aber nicht selten steht er am Eingange der Wege, auf denen die heutigen Forscher noch wandeln.

In der synoptischen Frage teilte er 1823 den Standpunkt Gieseler's und seiner Traditionshypothese. In seiner Einleitung aber wird der Tradition nur noch ein sehr geringer Einfluß auf die Bildung der Evangelien zuerkannt. Er war inzwischen zu anderen Resultaten gelangt, welche in einem neuen Bande der Beiträge «über die genetischen Verhältnisse der Evangelien» erscheinen sollten. Er schreibt darüber 1831: «Ich habe ganz überraschende Ergebnisse gewonnen und hoffe den vielen Hypothesen über die Entstehung unserer Evangelien ein Ende zu machen». Wir sehen dann, daß er in der Einleitung, ähnlich wie Schleiermacher (1832), eine von unserem 1. Evangelium verschiedene Logiaquelle des Apostels Matthäus (p. 91) annimmt. Diese Schrift zusammen mit den Aufzeichnungen des Markus, den er für den ältesten der Synoptiker hält (geschrieben um das Jahr 75 s. das N. T. II, p. 222; in der Einleitung wird noch ein Urmarcus unterschieden), soll unserem Matthäusevangelium zu Grunde liegen (p. 203 f.). Somit muß Credner zu den ältesten Vertretern der heute beliebten synoptischen Zweiquellentheorie gerechnet werden.

Das 4. Evangelium hält er aus inneren Gründen für ein Werk des Apostels, doch mit Hervorhebung seines lehrhaften, nicht direkt geschichtlichen Charakters, während die Apokalypse dem Presbyter Johannes zugeschrieben wird. Umgekehrt lautet sein Urteil über die beiden Schriften in der nach seinem Tode erschienenen Geschichte des neut. Kanons: die Apokalypse hat den Apostel zum Verfasser, p. 97, das Evangelium verliert seinen Anspruch auf Echtheit.

In betreff der Apostelgeschichte neigt Credner zu der Ansicht, daß ihr ein nicht geringer historischer Wert zukomme. Auch für eine zweite Gefangenschaft des Paulus

tritt er in der Einleitung und in dem späteren «Neuen Testament» ein, eine Hypothese, welche wiederum von den Neueren, z. B. von Renan und in umfassender Weise von Spitta (Zur Gesch. d. Urchrist. I p. 3ff.) weitergeführt worden ist. In der Behandlung der paulinischen Briefe wird das Unfertige der Credner'schen Methode, infolge deren er zuerst in einem positiven Teil Inhalt, Leser, Zeit und Ort der Abfassung u. s. w. und dann in einer historisch kritischen Abteilung die Echtheitskontroversen vorführt, ganz besonders fühlbar. Über dieselben Briefe, Thessalonicher-, Römer-, Pastoralbriefe, wird an zwei ganz verschiedenen weit auseinanderliegenden Orten verhandelt, wodurch Wiederholungen unvermeidlich und die ganze Darstellung mangelhaft werden. Die chronologische Reihenfolge wird von Credner so bestimmt: 2 Briefe an die Thessalonicher, Titus, Gal., 2 Kor., Röm., Ephes., Phil., Kol., Philipper, 2 Tim. Die Pastoralbriefe, welche schon von Eichhorn, de Wette und Schleiermacher angegriffen worden waren, (die Untersuchung von Baur «die sogenannten Pastoralbriefe von Paulus, 1835» scheint Credner noch nicht gekannt zu haben), werden einer genaueren Prüfung auf ihre Echtheit unterworfen. In Bezug auf den ersten Timotheusbrief stimmte Credner dem negativen Resultat der genannten Kritiker bei. In dem zweiten erkennt er zwei echte zusammen verschmolzene paulinische Schreiben mit Hinzuthun eines großen fremdartigen Bestandteiles, während der Brief an Titus, die 4 ersten Verse ausgenommen, von dem Verdacht der Unechtheit ganz frei sei. Später (cf. das N. Test. II. 1843 p. 119f.) hat er die Echtheit aller drei preisgegeben und ihre Entstehung um das Jahr 90 angesetzt. Hingegen wehrt er alle Angriffe, die gegen die anderen Paulinen gemacht worden waren, ab. — Auch in Bezug auf die katholischen Briefe entfernte sich Credner's Einleitung kaum von den traditionellen Anschauungen. Der 1. Johannesbrief wird wie das Evangelium auf den Apostel zurückgeführt, die zwei kleinen joh. Schreiben

werden wie die Offenbarung dem von dem Apostel beeinflußten Presbyter zugeschrieben.

Im Ganzen zeichnete sich also dieses Hauptwerk Credner's durch ein maßvolles Urteil und durch ziemlich positive Resultate aus, was ihm auch von der konservativen Seite nachgerühmt wird (s. Zöckler, in Herzogs R. E. 2. Aufl. III. p. 386). Diese Objektivität, welche den Credner'schen Untersuchungen im Unterschiede von denjenigen der Tübinger (doch vergl. das Ende dieser Anmerkung) eigen ist, muß in erster Linie darauf zurückgeführt werden, daß er in höherem Maße das ungetrübte exegetische Charisma besaß. Bei Baur und seinen Nachfolgern war doch die unbefangene exegetische Behandlung der einzelnen Schriften ihrer Gesamtauffassung der kirchlichen Entwickelung völlig untergeordnet. Vielleicht waren auch gewisse Momente, die sich für Credner aus seiner intensiven Beschäftigung mit der Kanonsgeschichte ergaben, von nicht geringem Einfluß auf seine konservativere Haltung.

Seine Lebensarbeit nämlich, sein eigentliches Lieblingsstudium, zu welchem er schon in der Zeit seiner Universitätsstudien den Grund legte, ist die Kanonsgeschichte. In seiner Habilitationsschrift vom Jahre 1828 (de librorum Novi Testamenti inspiratione quid statuerint Christiani ante saeculum tertium medium) entwickelte er den richtigen Gedanken, daß alle Differenzen zwischen den Supranaturalisten und Rationalisten sich auf die Frage von der göttlichen Autorität oder der Inspiration der heiligen Schrift zurückführen lassen, und daß der alte Streit nur unter Berücksichtigung dieser Grundfrage zum Austrag gebracht werden könne. Er wies nach, daß dieses Problem der Schriftinspiration in entscheidender Weise nicht auf dogmatischem oder philosophischem Wege gelöst werden könne, sondern nur durch eine historische Behandlung, indem man die alten Kirchenväter ins Verhör nehme, um ihre Gedanken über die neutest. Schriften zu erfahren. Insbesondere widmete Credner

schon in dieser Abhandlung (im 2. Teil) eine ausführlichere Besprechung Justin dem Märtyrer, dessen Autorität das Alte Testament gewesen sei, und der noch keine inspirierten Evangelien gebraucht habe. (Vergl. oben die Weiterführung der Justinfrage in den Beiträgen I.)

Aus brieflichen Mitteilungen (1823) geht hervor, daß er seinen Blick damals schon auf manche andere altchristliche Urkunden gelenkt hatte: ganz unwahrscheinlich ist ihm, daß Celsus unsere 4 Evangelien gebraucht habe. Über Marcion hatte er ebenfalls eigene Ansichten gewonnen. A. Hahn war ihm aber mit seiner Veröffentlichung (de gnosi Marcionis, 1821) zuvorgekommen. Von tieferer Einsicht zeugt sein Urteil über Hahn, dem er vorwirft, den Marcion nicht im Rahmen seiner Zeit, sondern aus dem Gesichtspunkte der Orthodoxie unserer Tage aufzufassen. «Hahn setzt voraus, was ganz unerwiesen und falsch ist, Marcion habe sein Evangelium für inspiriert ausgegeben und spricht, den Worten der Kirchenväter nach, von einem Kanon desselben. Marcion war in gewissem Sinne zu seiner Zeit das, was die Rationalisten unserer Tage sind.»

Gleich wie bei vielen anderen, so hat auch bei Credner, wie aus seiner Korrespondenz hervorgeht, die Inspirationsfrage eine Krisis in seinem religiösen Denken herbeigeführt. Er hebt mit vollem Recht hervor, daß gerade die Accommodationstheorie, die im Interesse der Inspiration aufgestellt wird, dieser den Todesstoß versetze, weil Inspiration und Accommadation zwei sich ausschließende Begriffe seien. Erst die Klarstellung darüber, was es mit der Autorität der neut. Schriften für eine Bewandtnis hat, eröffnet den Zugang zu einer kritischen Betrachtung derselben und somit zur wissenschaftlichen Einleitung überhaupt. Diese prinzipielle Wichtigkeit der Inspirationsfrage hat er auch dadurch dokumentiert, daß er sie als ersten Abschnitt seinen Beiträgen vorangestellt hat. Während Credner's Vorgänger sich hauptsächlich mit der Entstehung und Erklärung der einzelnen neut. Schriften befaßt hatten, sah er ein, daß die Entstehung der Sammlung

und des damit verknüpften kanonischen Ansehens der Bücher ein ebenso wichtiges Problem sei, und daß die Kritik der neut. Schriften ohne die gleichzeitige Kritik des Kanons gar nicht zu einem abschließenden Ende gebracht werden könne. In dieser Hinsicht kann das Credner'sche Lebenswerk auch als Ergänzung des Baur'schen angesehen werden, da sowohl der Ausgangspunkt von Baur (Korintherbriefe, 1831) als auch das ganze Schwergewicht seiner späteren Arbeiten auf der inneren kritischen Durchforschung und Beleuchtung der einzelnen urchristlichen Urkunden ruht.

Wie Credner durch seine «Beiträge» seine spezielle Einleitung vorbereitet hatte, so hat er sich auch durch seine «Zur Geschichte des Kanons» (Halle 1847) betitelten Abhandlungen den Weg zu seiner «Geschichte des neutest. Kanons» gebahnt. Auf keinem Gebiete war der «Mangel auch nur irgend brauchbarer Vorarbeiten» (p. VI) so groß wie hier, was eben damit zusammenhing, daß man weit davon entfernt war, sich von der wahren Bedeutung einer Geschichte des Kanons eine richtige Vorstellung zu machen. Das Verdienst Credner's um diese Disziplin ist doppelter Natur: es besteht einesteils in der glücklichen Auffindung wichtigen unbenutzten Materials, das es seinem Fleiß und seiner Opferfreudigkeit gelang auf größeren Bibliotheken aufzustöbern; andernteils in der sachverständigen zielbewußten Verwendung und Ausbeutung der neuen sowie der alten Quellen.

Die Vorarbeit vom Jahre 1847 sollte die wichtigsten in besonderen Schriften gepflogenen Verhandlungen über den Kanon, während eines Zeitraumes von 1300 Jahren, enthalten. Die Reihe eröffnet eine sorgfältige Prüfung des Sprachgebrauches des Wortes *Κανών* in den ersten Jahrhunderten. Dann kommt der Muratorische Kanon und das Verzeichnis des Nikephorus (dasselbe hatte Credner mit der ganzen Chronographie des Nikephorus, der es angehängt ist, in 2 akademischen Gelegenheitsschriften herausgegeben: Nicephori chronographia brevis, particula prima 1832 und particula altera

1838; in einem Codex auf der Jenenser Universitätsbibliothek hatte er einen vorzüglicheren Text der Chronographie entdeckt und danach die älteren Ausgaben verbessert). Von der synopsis scripturae sacrae des Athanasius, die nach dem Verzeichnis des Nikephorus besprochen wird, behauptete Credner im Widerspruch gegen alle früheren Ansichten, daß sie nicht den Athanasius zum Verfasser habe, sondern irgend einen unbekannten, gleichnamigen Griechen, und frühestens im 10. Jahrhundert entstanden sei (p. 127 f.). Den Beweis der Unechtheit hat er in überzeugender Weise geführt, in dem zeitlichen Ansatz aber und in der Verkennung jeglicher Beziehung der Schrift zu Athanasius dürfte er über das Ziel hinausgeschossen haben (s. Reuß, Gesch. d. h. S. 1887, p. 358). Auf die synopsis folgt das Dekret des Gelasius (mit sehr ausführlicher Angabe des kritischen Apparates) und zuletzt Carlstadt's libellus de canonicis scripturis, welcher sich bis auf Credner der wissenschaftlichen Forschung fast ganz entzogen hatte, und den er in verbesserter Gestalt neu herausgab. — Im Jahre 1857 erschien noch in den Theol. Jahrb. (p. 297 f.) ein Artikel aus Credner's Feder über die ältesten Verzeichnisse der heiligen Schriften, in welchem er aufs neue den Muratorischen Kanon, dann den Kanon Tertullian's und den Claromontanus untersuchte. Die geplante Fortsetzung dieser Studien mußte leider infolge seines Todes unterbleiben. Der erwähnte Artikel ist in verkürzter Form in die Credner'sche Kanonsgeschichte übergegangen.

Was diese von G. Volkmar im Jahre 1860 aus den nachgelassenen Papieren herausgegebene Geschichte des neutest. Kanons betrifft, so kann man es nur schmerzlich bedauern, daß es dem Meister selbst, der wie kaum ein anderer zur Ausführung einer solchen Aufgabe vorbereitet war, nicht mehr vergönnt gewesen ist, die letzte Hand an sein Werk zu legen. Wieviel vollkommener es sich auch in Bezug auf die Anordnung und die Kapitelüberschriften gestaltet hätte, das

geht doch schon aus dem Umstande hervor, daß es nach seinem Tode in mehreren Bearbeitungen vorlag, die gewiß nicht auf eine gegenseitige Ergänzung berechnet waren, sowie aus der Thatsache, daß er sich selbst solange Jahre hindurch zu einer Vollendung seiner Arbeit nicht entschließen konnte, weil er immer noch nach einer ihn zufriedenstellenden Form suchte.

Indessen, auch so wie sie heute vorliegt, zeugt die Credner'sche Kanonsgeschichte von der außerordentlichen Sorgfalt des Verfassers in der Sammlung des Quellenmaterials und von der nicht minder gewissenhaften Gründlichkeit in der Durchforschung und Benutzung desselben. Mit weitschauendem Blick hat er eine Unmasse von wichtigem, oft aber scheinbar weit abliegendem Detail in den Rahmen seiner Untersuchungen hineingezogen. So eindringende, so allseitige Forschung war auf diesem Gebiete der Kanonsgeschichte noch nie dagewesen. Credner hat aber auch eine Reihe allgemeiner wichtiger Resultate aufgestellt, an welchen die nach ihm auftretenden Gelehrten nichts wesentliches geändert haben. Er hat nicht nur überzeugend nachgewiesen, daß es eine längere Periode des Werdens für den Kanon gegeben hat, sondern auch, daß sein Hervortreten mit der Entstehung der katholischen Kirche zusammenhängt, und daß erst nach der Mitte des 2. Jahrhunderts ein Neues Testament vorhanden war. Diese Resultate bleiben unanfechtbar, wenn auch die Neueren eine noch tiefere Einsicht in die Faktoren der werdenden katholischen Kirche und in die Motive der Kanonbildung gewonnen haben.

Es ist zweifellos, daß sich in dem ersten Teil dieses letzten Credner'schen Werkes, in der Beurteilung, welche das neut. Schrifttum daselbst erfährt, eine entschiedene Annäherung an die Anschauungen der Tübinger Schule konstatieren läßt, wie sie selbst seinem «Neuen Testament» (1841—43) noch fremd war. Der Einfluß des Studiums der Baur'schen Schriften verrät sich vornehmlich in der größeren Bedeutung, welche

jetzt dem Gegensatz zwischen dem Judenchristentum und dem Paulinismus zugeschrieben wird, in der Schätzung des 4. Evangeliums und in der Annahme der apostolischen Verfasserschaft der Apokalypse.

Im einzelnen bietet fast jedes Kapitel dieses Werkes eine Menge solchen Stoffes, welcher die selbständige, mit dem Vorhandenen sich nicht begnügende Arbeit des Verfassers laut bezeugt. Nicht nur die älteren bekannteren patristischen Schriften und Verzeichnisse, sondern auch die späteren, afrikanische, spanische, fränkische, englische Kirchen hat er in Betracht gezogen. Unter diesen originellen Leistungen möchten wir zum Schluß noch besonders die mühsame Zusammenstellung und Verwertung der Texte der byzantinischen Kanonisten (p. 248—259) hervorheben. Seine Vorstudien hierzu reichen sehr weit hinauf, da er schon 1832 ein kritisierendes Programm über die Niebuhr'sche Ausgabe der Byzantiner (Corpus scriptorum historiae Byzantinae) geschrieben hatte. Endlich verdient auch die quellenmäßige Beleuchtung der Stellung des Indienfahrers Cosmas zum Kanon, als ein charakteristisches Beispiel seiner mikroskopischen Gründlichkeit, besondere Erwähnung.

80 (p. 39). Wie viel glückliche Griffe Credner in der Auffindung des wissenschaftlichen Materials gethan hat, dafür bieten die vorangehenden Anmerkungen hinlängliche Belege. Er hat es selbst in seinen Vorreden zu den «Beiträgen» und «Zur Geschichte des Kanons» durchblicken lassen, wie viel Zeit und Arbeit er auf die Hebung der vielen vergessenen Schätze verwendet hat. Wir erinnern hier insbesondere noch an die früher besprochene, von ihm sorgfältig vorbereitete Ausgabe der hessischen Kirchenreformations-Ordnung.

81 (p. 39). Das bestimmte Credner, den geschichtlichen Prozeß der Entstehung der neutest. Schriften nicht nur den Theologen von Fach, sondern überhaupt dem gebildeten Publikum in dem oben schon betrachteten Werke, das Neue Testament nach Zweck, Ursprung und Inhalt für denkende

Leser der Bibel, 2 Bde. (er hatte die Absicht, den Lehrgehalt der neutest. Schriften noch in einem 3. Bande hinzuzufügen) zugänglich zu machen. (S. die Anzeige dieses Werkes in den Theol. Jahrb. 1844, p. 346 f., wo mit Recht die Klarheit gerühmt wird, mit der Credner den Zusammenhang und Gedankengang der neutest. Briefe entwickelt, und ebenso die Vollständigkeit, mit der er die Nachrichten über die Zustände der von Paulus bereisten Länder, der Gemeinden, u. s. w. beibringt.) Er betont es hier, daß die (seit Mitte des 2. Jahrh.) hergebrachte Betrachtungsweise der neutest. Schriften als göttlich eingegebener Schriften, welche mit dem Lehrbegriff der meisten kirchlichen Parteien innig verwachsen sei, und woraus man eben die tiefgreifenden Folgerungen ableite, bald aus Selbsttäuschung, bald aus Unredlichkeit sich das Ansehen der Geschichte zu geben gewußt habe. Die vorurteilsfreie Prüfung sei Sache des echten christlichen Protestantismus. «Möchte in unserer kirchlich so trüben Zeit Licht und Wahrheit dadurch geweckt werden.» Wir verweisen besonders auf die schöne Parabel von den verwechselten Farben im Vorwort zu Band II, in welcher das Bewußtsein zum Ausdruck kommt, daß auf diesem kritischen Boden des Kanons eine tiefgreifende Entscheidung fällt, welche auch eng verbundene Freunde auseinandertreibt.

Welchen Wert Credner überhaupt auf ein verständnisvolles Zusammengehen von Kirche und Theologie legte, und wie er sich von da aus seine wissenschaftliche Aufgabe zurechtlegte, zeigen in ansprechender Weise folgende Zeilen an seinen Freund Middeldorpf: «Sie finden den Abstand zwischen der Kirche und der Theologie so, daß Sie kaum eine andere Auskunft sehen als eine Scheidung in esoterische und exoterische Theologie. Ich kann diese Ansicht nicht teilen. Diese Auskunft würde uns nur auf kurze Zeit retten, wie die Geschichte zeigt. Der christliche Protestantismus würde dadurch nur eine Frist scheinbarer Ruhe gewinnen, um dann desto schrecklicher zu enden. Sie finden

überhaupt den Unterschied zwischen den Bedürfnissen der Kirche als äußerer Gemeinschaft und der Wissenschaft größer, als ich Ihnen einräumen kann, und das kommt nicht daher, daß ich mich dem Bedürfnis der Kirche zu sehr entfremdet hätte, sondern vielmehr daher, daß unsere wissenschaftlichen Bestrebungen eine so entgegengesetzte Richtung gewonnen haben. Wie mich inneres Bedürfnis an das Studium der Theologie gefesselt hat, so ist mein ganzes Streben nur auf die Erforschung desjenigen gerichtet gewesen, was unmittelbare Anwendung auf das Christentum gestattet. . . .» Nachdem dann der Briefschreiber ausgeführt hat, wie Middeldorpf's Werk über die Hexapla seine Bedeutung behalten werde, welches auch das Los der protestantischen Kirche sein möge, während seine eigenen Studien über die LXX sich bloß innerhalb des Protestantismus halten, dadurch, daß sie nur eine richtigere Erkenntnis des ursprünglichen Christentums bezwecken, fährt er fort: «Ich führe die gelehrte Theologie nur, um mit ihr das echte Christentum zu erschließen, und alle die gelehrten Untersuchungen, welche nicht zu diesem Ziele führen, weise ich von mir. Darum ist meine Religion oder mein Glaube mit meiner Theologie auf das Innigste verwachsen, dies eine kann ohne das andere nicht bestehen, und eben darum wurzelt meine Theologie in der Kirche, wenn ich mich schon über dieselbe zu erheben suche. Es gab eine Zeit, fürwahr nicht die erfreulichste, da auch die protestantische Kirche im Besitze der absoluten Wahrheit zu sein behauptete; gegenwärtig sucht sie dieselbe im Geist ihres Prinzipes, und indem auch ich, demselben Prinzipe huldigend, Wahrheit suche, kann ich mich von der Kirche nie entfernen. Infolge dieses Strebens geschieht es, daß ich mit der herrschenden Theologie, die gerne das possidet veritatem auf sich anwenden möchte, so viel in Konflikt komme, was ich doch alles vermeiden konnte, wenn ich einen cod. apocr. wie Thilo, oder Einleitungen in die evangelischen Schriften wie Lücke, oder eine Geschichte der Pflanz. der Kirche

durch die App. wie Neander u. s. w. schrieb. Statt die Lebensfragen des Christentums zu umgehen, nehme ich dieselben frisch und fest auf und beleuchte das historische Christentum mit der Fackel der historischen Kritik, nicht der Irrkunst der Philosophie; ich strebe gründlich zu sein, nicht oberflächlich. Freilich gilt die redliche, gründliche Forschung in unserer geistreichen Zeit für Pedanterie, für Mangel an Wissenschaft u. s. w. Doch soll mich das nicht irren. Das größte Verderben unserer Zeit geht von seiner Geistreichigkeit aus. Wir sind so reich an Geist wie an Geld; mit beiden ist der Markt überfüllt und der Zinsfuß sinkt immer tiefer.»

Hier ist auch der Ort, daran zu erinnern, daß Credner in hervorragendem Maße an der Gründung der bekannten «Protestantischen Kirchenzeitung» beteiligt war, von deren Einfluß er sich sehr viel versprach, und die in § 2 ihres Programms dem Protestantismus die Aufgabe stellte, «mit seinen erlösenden Kräften immer tiefer und weiter die ganze Kirche und das ganze Leben des evangelischen Volkes» zu durchdringen. Merkwürdig, daß diese Zeitung, welche 1854 zum ersten Male erschien, gerade bis zum 100. Geburtsjahre Credner's, wenigstens in ihrer ursprünglichen Form, gelebt hat. Auch die erste Nummer der «Neuen Folge der Prot. Kirchenzeitung» (Protest. Monatshefte I, p. 38) bringt wieder Credner's Namen, und zwar in einem Bericht über seine Säkularfeier.

Von der zuerst von Credner geplanten Zeitschrift «Eleutherios» war oben schon die Rede.

82 (p. 40). Es ist doch recht bezeichnend für die Art, wie auch in ernsten wissenschaftlichen Kreisen Geschichte geschrieben wird, wenn z. B. O. Pfleiderer (cf. Die Entwickelung der protestantischen Theologie 1891, p. 286 f.) die gewiß nicht unerheblichen Verdienste von Reuß um die biblische Einleitung hervorhebt und dabei auch die für die Durchführung des historischen Prinzips so charakteristische, wie oben gezeigt wurde, von Credner ersonnene Einteilung in fünf

Abschnitte des Längeren aufzählt, ohne in seinem ganzen Werke dem Theologen Credner auch nur eine kleine Zeile zu widmen.

Es muß auch auffallen, daß Nippold in seiner an Informationen so reichen «Geschichte der deutschen Theologie» (1890) in ganz beiläufigen Bemerkungen, die keine Ahnung von der Bedeutung des Mannes aufsteigen lassen, über Credner hinweggeht (p. 183). (Übrigens ist die daselbst von Nippold gemachte Quellenangabe fehlerhaft; es muß heißen: Allg. Lit. Ztg. 1837, 1—4 (nicht 1836, N. 14). Er wird auch nicht einmal in dem Maße berücksichtigt, wie sein Gießener Kollege K. Fr. A. Fritzsche, der trotz seiner gelehrten Kommentare doch nicht an die wissenschaftliche Größe Credner's heranreicht. Und wenn nun der Verfasser es selber rügen muß, das Fritzsche nicht «die gebührende Beachtung geschenkt» (p. 285) worden ist, was für ein Licht fällt von hier aus auf die Behandlung Credner's? Wenn aber irgend einer, so gehört doch gerade er zu jenen Größen des damaligen Protestantismus, deren Art Nippold selbst so treffend mit den Worten kennzeichnet: «Nur die stille Arbeit der deutschen Studierstube hat auch nach der Straußischen Revolution nicht verlernt, den Bahnen Schleiermacher's zu folgen» (p. 207). — In gleicher Weise wie bei Nippold ist auch bei Woldemar Schmidt (Art. Kanon des N. T. in Herzog's R. E. 2. Aufl. VII 1880, p. 473) nur eine gelegentliche Erwähnung Credner's zu entdecken, während er in der zusammenfassenden Schlußbetrachtung, wo nur Semler und Baur hervortreten, ganz leer ausgeht.

Doch es übersteigt alle Begriffe, wenn Dorner in seiner dickleibigen «Geschichte der protestantischen Theologie» (1867) an den vielen Orten, wo er lange Reihen von Theologen, darunter auch sehr minderwertige, aufzählt, und wo mindestens Credner's Name zu nennen gewesen wäre, beharrlich über ihn schweigt (s. p. 813, 851, 852, dazu p. 765, 817, 828, 849). Ob er Isagogiker oder Exegeten an dem Leser vor-

überziehen läßt, Credner ist nie unter ihnen, während z. B. eine so obscure Größe, wie Kuinoel, ein älterer Gießener Kollege von ihm, feierlichst aus dem Grabe hervorgeholt wird. Freilich hatte es dieser bis zum Geh.-Rat gebracht, während Credner sein Lebtag ein einfacher Professor blieb.

Wenn nicht alles täuscht, so ist der letzte Grund dieser «conspiration du silence» gegen Credner zurückzuführen bis auf Hase, der ihm in seinem Überblick über die evangelische Kirche seit 1814 (in seinem Lehrbuch der Kirchengeschichte, deren erste Auflage bis 1834 zurückreicht) keine Stelle angewiesen hat. Auch in seiner «Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen» (vergl. Th. III. 2 Abt. p. 493 ff.) hat er Credner's nicht gedacht. Aus gewissen Bemerkungen, die letzterer in seinen vertraulichen Briefen über Hase, der seit 1830 als Professor der Theologie in Jena neben ihm gewirkt hatte, fallen läßt, möchten wir schließen, daß das nicht besonders herzliche kollegialische Zusammenleben Beider nicht ohne Einfluß auf dieses Verhalten des Kirchenhistorikers geblieben ist. — Doch ist nicht zu übersehen, daß an den angezeigten Stellen, wie überhaupt in seinen Werken, die Aufmerksamkeit von Hase hauptsächlich auf Preußen gerichtet bleibt, und daß, wenn er diese Grenzen überschreitet, auch dann noch Hessen-Darmstadt nur in g a n z g e r i n g e m M a ß e berücksichtigt wird. In seinem Vorwort zu der von ihm herausgegebenen Hase'schen Kirchengeschichte erinnert Professor Krüger an den Ausspruch des geistvollen Kirchenhistorikers, daß er selbst einmal Quelle zu werden hoffe für künftige Geschichtsschreiber der Kirche. Ist es nun richtig, daß seine Übergehung Credner's bei seinen Nachfolgern fortgewirkt hat, so hätte sich seine Hoffnung auch in dieser negativen Hinsicht nur allzu gut verwirklicht.

Verzeichnis
der Werke und Abhandlungen.

De prophetarum minorum versionis syriacae, quam peschito dicunt, indole. Dissertationes philologico-criticae. Dissertatio I. pro summis in philosophia honoribus ab amplissimo pilosophorum in academia Jenense ordine sibi delatis. gr. 8. (IV et 124 pp.) Göttingen 1827.

De librorum N. T. inspiratione quid statuerint christiani ante saeculum tertium medium. Dissertatio I. quam auctoritate ordinis theologorum summe venerabilis pro venia legendi die XVI. octobris MDCCCXXVIII publice defendit. gr. 8. (60 pp.) Jena.

Über Essäer und Ebioniten und einen theilweisen Zusammenhang derselben. (Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie. Erster Band. 1829.)

Der Prophet Joel. Übersetzt und erklärt. gr. 8. (XVIII u. 317 S.) Halle 1831.

Nicephori chronographia brevis. Particula prima. 4. (II et 28 pp.) Giessen 1832. (Programm.)

Nicephori chronographia brevis. Particula altera. 4. (VI et p. 29—53.) Giessen 1838. (Programm.)

De natalitiorum Christi et rituum in hoc festo celebrando solemnium origine. [Antrittsvorlesung in Giessen, 16. Mai 1832.] (Zeitschrift für die historische Theologie. Dritter Band. 1833.)

Über die geschichtliche Auffassung und Stellung des prophetischen Ausspruches Jesaias Kap. XV und XVI. (Theologische Studien und Kritiken. Dritter Band. 1833.)

Anzeige der Schrift: Über Predigerseminarien von W. Dittenberger. (Ergänzungsblätter der Hallischen Literaturzeitung 1836. Nr. 11 u. 12.)

Einleitung in das Neue Testament. Erster Theil (in zwei Abtheilungen). gr. 8. (X u. 754 S.) Halle 1836.

Über die biblische Vorstellung vom Paradiese. Mit einer Steindrucktafel. (Zeitschrift für die historische Theologie. Sechster Band. 1836.)

Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften. Zwei Bände. gr. 8. Halle.

Erster Band. Die Evangelien der Petriner und Judenchristen. (X u. 533 S.) 1832.

Zweiter Band. Das alttestamentliche Urevangelium. (VIII u. 339 S.) 1838.

Anzeige von E. F. F. Beer: Studia asiatica. (Heidelberger Jahrbücher der Literatur. 1841.)

Das Neue Testament nach Zweck, Ursprung und Inhalt für denkende Leser der Bibel. Zwei Theile. gr. 8. (1.: XII u. 370 S.; 2.: XIV u. 382 S.) Gießen 1841 u. 1843.

Unterhandlungen über die Einführung der englischen Kirche in Preussen. (Heidelberger Jahrbücher der Literatur. 1842. S. 719 u. flg.)

Anzeige von Fiedrich von Raumer's England. (Heidelberger Jahrbücher der Literatur. 1842. S. 749 u. flg.)

Schriften durch das protestantische Bisthum in Jerusalem veranlasst. (Heidelberger Jahrbücher der Literatur. 1843. S. 111 u. flg.)

Kirchliche Zustände, eine Anzeige von Dr. Julius Wiggers, Professor zu Rostock, Kirchliche Statistik oder Darstellung der gesammten christlichen Kirche nach ihrem gegenwärtigen äusseren und inneren Zustande. 2 Bände. (Heidelberger Jahrbücher der Literatur. 1844 u. 1845.)

Amore et studio elucidandae veritatis, in nomine domini nostri Jesu Christi. Die Berechtigung der protestantischen Kirche Deutschlands zum Fortschritt auf dem Grunde der heiligen Schrift. Aus den in Deutschland allgemeine Gesetzeskraft habenden Bestimmungen urkundlich nachgewiesen und allen für Recht und Wahrheit Empfänglichen vor die Augen und das Herz gelegt. gr. 8. (VIII u. 132 S.) Frankfurt a. M. 1845.

Beleuchtung der dem Herrn Kanzler J. Th. B. von Linde „moralisch abgenöthigten", einen „Beitrag zu seinem amtlichen Leben" enthaltenden Schrift: „Die Berechtigung der protestantischen Kirche zum Fortschritt." Betrachtung der Schrift des Herrn Dr. K. A. Credner &c. Eine Schutzschrift. gr. 8. (128 S.) Frankfurt a. M. 1846.

Erörterungen kirchlicher Zeitfragen. Erstes Heft. Luther's Tod und Luther's Bedeutung. gr. 8. (XIV u. 119 S.) Frankfurt a. M. 1846.

Asterisken oder Sternchen zu dem zweiten und dritten Hefte der „Berichtigung confessioneller Mißverständnisse“ vom Großherzoglich Hessischen Geheimen Staatsrathe, Kanzler, Commandeur u. s. w. von Linde, und zu einigen „öffentlichen Erklärungen“, nebst Blicken in die Geschichte des Gießener Studienplanes und urkundlichen Belegen. gr. 8. (XIII u. 248 S.) Frankfurt a. M. 1847.

Zur Geschichte des Kanon. gr. 8. (XII u. 424 S.) Halle 1847.

Philipps des Großmüthigen hessische Kirchenreformations-Ordnung. Aus schriftlichen Quellen herausgegeben, übersetzt und mit Rücksicht auf die Gegenwart bevorwortet. gr. 8. (CCLXXXVI u. 123 S.) Gießen 1852.

Die sittlichen Verirrungen und Gefahren des auf ein vermeintlich gutes Recht sich steifenden Afterwissens. In der Schrift eines im Namen vieler Namenloser selbst namenlos schreibenden hessischen Geistlichen: „Die falsche Wissenschaft“ 2c. nachgewiesen. 8. (37 S.) Gießen 1853.

Ueber die ältesten Verzeichnisse der heiligen Schriften der katholischen Kirche. (Theologische Jahrbücher. Hrsg. von Baur u. Zeller. 16. Bd. Jahrg. 1857.)

Geschichte des Neutestamentlichen Kanon. Herausgegeben von Gustav Volkmar. gr. 8. (VIII u. 424 S.) Berlin 1860.

2- 12206

2- 12206